Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Interdepartmental Commit[tee]
for the Acquisition o[f]
Foreign Publications
TRANSFER
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress

Heft 3 194[illegible]

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Lüder Lahmann

Fragen, die uns angehen

Schulbeginn künftig nach den Sommerferien

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat durch einen Erlaß die Vereinheitlichung des bisher in Deutschland uneinheitlichen Beginns des Schuljahres verfügt. Das Schuljahr begann bisher teils im April, teils erst nach den Sommerferien. Angesichts der Tatsache, daß der große Einschnitt der Sommerferien sich im Interesse eines wirksamen Schulbetriebes am besten an den Schluß eines Schuljahres anschließt und nicht, wie bisher zum Teil üblich, das eben begonnene neue Schuljahr wieder unterbricht, sieht der Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung folgende Neuregelung vor:

1. Das Schuljahr schließt für alle allgemein bildenden Schulen (Volks-, Mittel- und Höhere Schulen) erst mit Beginn der großen Sommerferien; das neue beginnt nach ihrer Beendigung. Die nächsten Versetzungen finden daher nicht zu Ostern, sondern zu Beginn der großen Ferien statt; die Schulaufnahmen erfolgen nach den Sommerferien.
2. Die gesetzlichen Bestimmungen über die Dauer der Schulpflicht (acht Jahre) werden durch diese Verfügung nicht geändert. Alle Kinder, die im April in die Schule eingetreten sind, werden nach Ablauf der achtjährigen Volksschulzeit zu Ostern aus der Schule entlassen. Eine Aenderung des Reichsschulpflichtgesetzes hinsichtlich des Beginns der Schulpflicht ist in die Wege geleitet.
3. Für die Mittel- und Höhere Schule gilt der Ostertermin für alle diejenigen als Abgangstermin, die zu diesem Zeitpunkt in die Mittel- bzw. Höhere Schule eingetreten sind. Bei einem Abgang aus diesen Schulen in das Berufsleben vor Durchlaufen der Schulklasse wird das Versetzungszeugnis ebenfalls zu Ostern erteilt, wenn Führung und Leistung des Schülers es gestatten.

*

Mit der Neuordnung des Schuljahrbeginns wird im gesamten Großdeutschen Reichsgebiet jene Einheitlichkeit hergestellt, die bei der Wichtigkeit der Schule als politisches Erziehungsinstrument von größter Bedeutung ist; denn bei den großen Aufgaben, die im aufbauenden Deutschland zu bewältigen sind, haben Wehrmacht, Wirtschaft und Verwaltung ein berechtigtes Interesse daran, daß das Nachrücken des jungen Nachwuchses im ganzen Reich einheitlich stattfindet.

Was war nun für die neue Entscheidung, daß alle Schulen einheitlich gerade im Herbst beginnen, maßgebend?

Durch die Gebietsvergrößerungen sind innerhalb der Grenzen des Reiches die klimatischen Verhältnisse nicht mehr so einheitlich wie früher. Die bisher vorgesehen gewesenen allgemeinen Sommerferien von 40 Tagen lassen sich nicht mehr gleichmäßig durchführen, da manche Gebiete längere Ferien brauchen, wenn auf die Gesundheitspflege der Jugend gebührende Rücksicht genommen werden soll. Nun gipfeln aber sowieso wichtige Ueberlegungen in der Forderung, die Sommerferien möglichst lang (7½ bis 8 Wochen) zu gestalten. Dies trifft insbesondere für die höheren Schulen zu. Derart lange Ferien mitten in das Schuljahr legen zu wollen, ist völlig untragbar und doch sind die Monate Juli und August dafür am besten geeignet.

Bei dem bisherigen Osterbeginn des Schuljahres hatte, schulisch gesehen, das Sommerhalbjahr eine wesentlich geringere Bedeutung als das Winterhalbjahr. Bald nach den Osterferien setzten die Pfingstferien ein, denen bald darauf die Sommerferien und im kurzen Abstand schon wieder die Herbstferien folgten. So lagen zwischen den Oster- und Pfingstferien des Schuljahres 1939/40 normalerweise nur 30 Schultage. Zwischen den Pfingst- und den großen Ferien nur 20, und zwischen diesen und den Herbstferien 40 Tage.

Dieser Zustand war schon zu einer Zeit bedenklich, da sich der Pflichtenkreis der Schüler auf die Schule allein beschränkte. Die nationalsozialistische Jugend hat aber auch außerschulische Pflichten zu erfüllen. Um jene innere Konzentration zu sichern, die die Voraussetzung jeder echten Bildung ist, muß eine zeitliche klare Abgrenzung zwischen den schulischen und außerschulischen Pflichten angestrebt werden.

Auch diese Forderung findet ihre Erfüllung mit der Einführung langer Sommerferien. Ohne Zweifel wird z. B. die lagermäßige Erfassung durch die HJ. in langen Sommerferien erleichtert. Somit kann auch den Erfordernissen der vormilitärischen Ausbildung mehr gedient werden.

Die Neuordnung des Schuljahres wird aber auch in anderer Hinsicht im Zeichen der Leistungssteigerung der Schule stehen. Für den nationalsozialistischen Lehrer ist die klar ausgerichtete und ständige Fortbildung ein selbstverständliches Erfordernis. Genügend lang bemessene Sommerferien sichern den Raum sowohl für die Erholung als auch für die geforderte berufliche Fortbildung.

Die Vorteile der neuen Regelung sind aber damit noch bei weitem nicht erschöpft. Von großer Wichtigkeit sind die pädagogischen und jugendhygienischen Gesichtspunkte.

Die geistige und seelische Entspannung der Jugend wird wesentlich vergrößert, wenn die großen Ferien am Ende anstatt in der Mitte des Schuljahres liegen. Zudem spricht der natürliche Entwicklungsgang entschieden für den Schulanfang im Herbst. Maßgebende Fachleute haben stets betont, daß die Arbeits- und Leistungsfähigkeit in der Zeit vom Frühherbst bis zum Dezember am höchsten ist. Gerade der Beginn des Schuljahres fordert aber diese Voraussetzungen. Beim Osterbeginn kehrte die Jugend zu den Schlußarbeiten in der gesundheitlich ungünstigsten Jahreszeit zurück. Die Tage verstärkter geistiger Anstrengung fielen mit jenen verminderter Kraft und erhöhter Krankheitsempfänglichkeit zusammen.

Wenn nun lange Sommerferien, die unter Wegfall der bisher üblichen Herbstferien zwischen die Schuljahre gelegt werden, so ergibt sich eine bedeutend verbesserte Aufteilung der Schulabschnitte.

Die Ferienregelung bei ländlichen Volksschulen wird allerdings in Form einer Staffelung eine Abweichung erfahren müssen. Die engen Beziehungen, die zwischen den Volksschulen auf dem Lande zum Leben des Landvolkes bestehen, führen zu einem entscheidenden Einfluß der Ferienlage im Sommer und Herbst auf die ländliche Wirtschaft.

Es muß daher bei ihnen die Regelung bestehen bleiben, die in Preußen und in anderen Ländern üblich ist, daß nämlich für die Verteilung der im Sommerhalbjahr zur Verfügung stehenden Ferienzeit die wirtschaftlichen Verhältnisse (Kornernte, Rübenziehen, Kartoffel-, Obst-, Traubenernte) ausschlaggebend sind.

Das bedingt im allgemeinen eine Teilung in Sommer- und Herbstferien, deren Lage örtlich verschieden ist. Die Einschulung der Anfänger in den bäuerlichen Volksschulen wird also nach kürzeren Sommerferien erfolgen als sie die Stadt hat. Dagegen bleibt das Datum der Schulentlassung einheitlich der 30. Juni.

Gemäß des Erlasses des Reichserziehungsministers wird die Schulzeit insgesamt durch die Uebergangsmaßnahmen nicht verlängert. Für die Schüler, die aus der Schule zum Berufsleben übergehen, werden die alten Termine der Entlassung beibehalten. Den Eltern entstehen also keinerlei zusätzliche Ausgaben für die Schulausbildung ihrer Kinder.

Der Zeitpunkt der Neuordnung muß im Hinblick auf den Zustand der schulischen Leistung der Jugend, die naturgemäß unter den erschwerten Schulverhältnissen des Krieges gelitten hat, als besonders günstig angesprochen werden. Nachdem das laufende Schuljahr bis Ende Juni verlängert wird, ist auch die Frage der Versetzung verschoben und somit ein wichtiger Zeitgewinn erzielt, in dem das Versäumte leicht nachgeholt werden kann.

Züchtigungsrecht an fremden Kindern

In einer in die Berufungsinstanz gelangten Privatklagesache fällte die Große Berufungsstrafkammer beim Landgericht Dessau eine allgemein interessierende Entscheidung über die Grenzen, die dem Züchtigungsrecht an fremden Kindern gezogen sind.

Das Amtsgericht Dessau hatte eine Frau zu 10 RM Geldstrafe (ersatzweise zu einem Tage Gefängnis) verurteilt, weil sie im März, nachdem sie bemerkt hatte, wie ein etwa achtjähriger Junge ihre Tochter mit Schnee beworfen hatte, den Jungen am Genick gefaßt, heruntergedrückt und mit Schnee abgerieben hatte. Er hatte hinterher Würgemale und Fingerabdrücke am Halse. Die Frau, die nach dem Urteil des Amtsgerichts das Maß eines gewissen Züchtigungsrechtes überschritten und sich deshalb der Körperverletzung schuldig gemacht hatte, legte Berufung ein, hatte aber keinen Erfolg damit. Das Landgericht verwarf die Berufung als unbegründet. In der Urteilsbegründung vertrat die Strafkammer die Auffassung, daß die Erwachsenen gegenüber unartigen Kindern ein gewisses Züchtigungsrecht haben. Dieses Züchtigungsrecht muß jedoch in bestimmten Grenzen bleiben. Nach der Ueberzeugung der Strafkammer hatte die Frau diese Grenzen überschritten und infolgedessen eine vorsätzliche und rechtswidrige Körperverletzung begangen. Da die Verletzungen nicht besonders erheblich waren, erschien die vom Vorderrichter erkannte Strafhöhe angemessen und ausreichend.

Reichs-Elternwarte

[illegible]

Heft 3 1941

Inhalts-Übersicht

Schulsparkassen,
ihr Sinn und ihre Bedeutung
Von Martin Schumacher
Seite 44

*

»Peinliche Befragung«
Von Möller-Crivitz
Seite 46

*

Sei du selbst!
Von Ludwig Waldweber
Seite 49

*

Der deutsche Winter
und der deutsche Mensch
Von Albrecht Schäler
Seite 50

*

»Kurtchen, sprich deutsch!«
Von Möller-Crivitz
Seite 53

*

Verpflanzte Menschen
Roman
von Christine Holstein
Seite 54

*

Unser Kind ist krank
Von Dr. E. Weitzel
Seite 55

*

Lachen und Raten

*

Kinderwarte

*

Wir helfen bei der Schularbeit

Rechenstunde
für das 5.–8. Schuljahr
Von Willi Kranz
Seite 60

*

Schulsparkassen

ihr Sinn und ihre Bedeutung

Von Martin Schumacher

Das Schulmädchen von heute ist die Hausfrau von morgen. Haben wir das schon einmal bedacht? Ganz gewiß! Denn all unsere Erziehung ist ja auf die Heranbildung tüchtiger Männer und Frauen ausgerichtet. Und unter der Tüchtigkeit der deutschen Frau verstehen wir neben ihrer völkischen Haltung, neben ihrer Einsatz- und Opferbereitschaft für Volk, Vaterland und Führer auch ihr Verstehen und Können in der Hauswirtschaft, ihrem natürlichen Wirkungsbereich.

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,
und der Mann ist noch so fleißig;
doch die Frau ist liederlich —
taugt die ganze Wirtschaft nicht . . .“

singen die Kinder ihren alten Spielvers, der doch eine so tiefe Wahrheit enthält. Ja, um das Haus, in dem die Frau liederlich ist und nicht zu wirtschaften versteht, ist es nicht gut bestellt. Das weiß jeder. Da brauchen wir gar nicht erst die klugen Statistiker heranzuholen, die uns an Beispielen und Zahlen nachweisen, weshalb die unwirtschaftliche Hausfrau mehr noch als der unwirtschaftliche „Haushaltungsvorstand“ jedes wirtschaftliche Vorankommen unmöglich macht. Aber eine Tatsache, die die Statistiker errechnet haben, wollen wir doch zur Kenntnis nehmen: „Mehr als drei Viertel aller laufenden Ausgaben gehen durch die Hand der Hausfrau, von der für die Lebenshaltung unseres Volkes verausgabten Summe sogar an achtzig Prozent.“

Mehr als drei Viertel . . .!

Und wie diese drei Viertel oder diese achtzig Prozent verwendet oder genutzt werden, das liegt einzig und allein bei der Frau! Versteht sie zu „wirtschaften“, versteht sie, sich „einzurichten“ oder „hauszuhalten“, dann hat sich der Ernährer der Familie nicht umsonst gemüht, dann „langt es“ zumindest, dann bleibt vielleicht sogar noch etwas übrig; versteht sie es nicht, lädt sich Frau Sorge zu Gast.

Für den Begriff „sich einrichten“ oder „haushalten“ können gebrauchen wir vielfach die Bezeichnungen „sparen“ und „Sparsamkeit“.

Hören wir zusammenhanglos eines der beiden Wörter, so denken wir sofort und in erster Linie an Geldsparen, denken auch wohl an die Sparbüchse, die Sparkasse und das Sparkassenbuch. Sie bedeuten für uns gemeinhin die gegenständliche Darstellung des Spargedankens und seine landläufige Uebertragung auf die Lebenspraxis. Daß der Spargedanke umfassender ist, daß er neben dem Geld-Sparen auch die Sparsamkeit als Lebenshaltung in sich schließt, stellten wir aber vorhin schon fest, als wir die Bezeichnung Haushalten gegen die Bezeichnung Sparsamkeit auswechselten. Sparsamkeit gleich Kunst des Haushaltens ist mehr als Geldsparen. Sparen gleich haushalten erstreckt sich auch auf die eigenen oder uns anvertrauten Güter, auf die Dinge des täglichen Lebens (Nahrung, Kleidung usw.), auch auf die Kraft und die Gesundheit, ohne hinwieder das erschöpfend anzudeuten, was wir beim Aufklingen des Wortes sparen mithören: daß nämlich beim Haushalten etwas übrig bleiben soll, ein verwertbarer, wertvoller Rest, der aufgehoben werden kann und muß, um in Notzeiten als Zuschuß verwendet zu werden oder um die Erhöhung der Lebenshaltung zu ermöglichen.

So müssen wir zwischen Sparen und Sparsamkeit wohl unterscheiden; das eine ist eine Tätigkeit, das andere jedoch die menschliche Eigenschaft, aus der die Tätigkeit erwächst.

Erzogen muß die künftige Hausfrau zu beiden werden: zur Sparsamkeit und zum Sparen. Nur dann ist der Wohlstand der Familie gesichert, nur dann auch die wirtschaftliche Grundlage der Großfamilie, wie sie der Staat darstellt, nicht gefährdet.

Zur Sparsamkeit und zum Sparen muß aber auch der Junge, der künftige Bürger des Staates, erzogen werden. Denn wie in der Familie auf die Dauer die haushälterische Frau nicht den Schaden ausgleichen kann, den ein liederlicher und verschwenderischer Ehemann anrichtet, so vermag ein Volk wie das deutsche, das im Grunde genommen auf sich selbst und seine eigene Kraft, auf seine eigene enge Nahrungs- und Rohstoffbasis gestellt ist, das deswegen mehr als andere Völker zum Haushalten gezwungen ist, Verschwender und Liederjahne, die schließlich zu Nutznießern der Gemeinschaft werden, nicht zu ertragen. Sparsamkeit! lautet deswegen das Gebot des nationalen Selbstbehauptungswillens. Kampf gegen die Verschwendung auf allen Lebens- und Wirtschaftsgebieten! deswegen die Parole unserer Lebensführung.

„Sparsamkeit“ ist eines der Stichworte des Vierjahresplanes, dessen Durchführung unsere Siege in Polen und Frankreich und unsere Erfolge gegen England und damit die Sicherung unseres Lebensraumes ermöglichte. Sparsamkeit steht als Leitwort auch über dem zweiten Vierjahresplan und wird als Leitwort über unserm Leben nach dem Endsiege stehen, wenn das ungeheure Werk des Wiederaufbaues vollbracht wird.

So ist die Sparsamkeit geradezu zu einer völkischen Notwendigkeit geworden. Aus einer schönen Bürgertugend wurde eine nationale Pflicht.

Es nimmt uns daher nicht wunder, daß in den neuen Richtlinien für den Unterricht die Begriffe Sparsamkeit und sparsame Haushaltsführung des öfteren als Ziel oder Teilziel gewisser Unterrichtsfächer oder der gesamten durch die Schulerziehung zu formenden Lebenshaltung der Kinder genannt werden. Denn Sparen will gelernt sein, zum Sparen muß das Kind erzogen werden. Und die alten Sätze: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!“ und „Jung gewohnt — alt getan!“ haben als pädagogische Erfahrung auch auf dem Gebiet der Sparerziehung ihre Gültigkeit. Als eines der „Unterrichtsprinzipien“, d. h. in allen Unterrichtsfächern, hier mehr, dort weniger sichtbar, aber immer vorhanden, wird deshalb der Spargedanke in allen deutschen Schulen geweckt, gepflegt und gefördert.

Ihre sichtbare und praktische Verwirklichung findet die Pflege des Spargedankens in der S c h u l s p a r k a s s e. Sie ist keine Einrichtung der neuen Zeit. Ihre Anfänge gehen auf die Jahre 1820 (Goslar) und 1832 (Apolda) zurück, aber erst 1895 wird (in Braunschweig) die erste gesetzliche Regelung des Schulsparwesens getroffen, und nur allmählich vermochte sich die Schulsparkasse nach und nach Heimatrecht und Anerkennung in allen Schulen zu verschaffen. Der „Sparerlaß“ des Reichserziehungsministers vom 22. Juli 1936, in dem einmal die Notwendigkeit der Erziehung der Jugend zur Sparsamkeit betont und in dem zum andern die Bedeutung der Schulsparkasse für die praktische Betätigung des Sparsinnes hervorgehoben wird, beseitigte die letzten Hemmungen und Bedenken, die ihrer Einrichtung an a l l e n deutschen Schulen entgegenstanden. Richtungweisend steht in dem Erlaß der Satz: „E s d a r f n i c h t d a r a u f a n k o m m e n, o b e s d e m e i n z e l n e n K i n d e m ö g l i c h i s t, e i n e g r ö ß e r e o d e r k l e i n e r e S u m m e z u e r s p a r e n, a l s v i e l m e h r d a r a u f, b e i a l l e n S c h ü l e r n d i e i n d e r S p a r s a m k e i t l i e g e n d e s i t t l i c h e H a l t u n g z u w e c k e n.“

Dieser Satz ist als das Programm der Schulsparkasse zu betrachten. Er zerstreut die Bedenken der Eltern, ihre Kinder am Schulsparen teilnehmen zu lassen, weil sie mit den geringen Beträgen, die sie allwöchentlich oder allmonatlich zur Schulsparkasse bringen können, hinter den „reicheren" zurückstehen müssen. Er räumt aber auch mit dem Vorurteil auf, das Schulsparen werde von den Sparkassen nur als ein „Geschäft" betrieben. Daß es kein Geschäft ist, weist die Statistik nach, die bekundet, daß das „Schulspargeschäft" am gesamten Umsatz einer Sparkasse nur einen Anteil von 0,1 bis 0,2 v. H. hat. Wie die deutschen Sparkassen nicht Geschäftsunternehmen im Sinne des Wortes, sondern Diener einer sittlichen Idee sind, so sind auch die Schulsparkassen Einrichtungen, die einer Idee, nämlich der Erziehung der deutschen Jugend zur Sparsamkeit, dienen.

Wie glaubt die Schulsparkasse dieses Ziel zu erreichen?

Durch ihr Vorhandensein und ihre stete — wenigstens aber allwöchentliche — Bereitschaft, kleine und kleinste Sparbeträge entgegenzunehmen, durch Ermunterung von seiten des Sparlehrers und durch das Beispiel der Kameraden wird das Kind allmählich an ein regelmäßiges Sparen gewöhnt. Kleine, ihm erreichbare Sparziele — eine Fahrt, ein Aufenthalt in einem Lager, die Erfüllung eines Wunsches — werden ihm vorgestellt. Und diese Ziele, die Gewöhnung, der erwachende Trieb zur Sparsamkeit und nicht zuletzt ein gesunder Ehrgeiz und Wetteifer halten das Kind davon ab, hemmungslos der Befriedigung von Augenblickswünschen nachzugeben. Es lernt den Groschen in der Tasche leiden und sein Wille wird gefestigt. Vielleicht für alle Zeit. Und dann ist dem deutschen Volke ein Sparer gewonnen, der nicht nur sein Geld zusammenhält, sondern auch seine Besitztümer (Kleidung, Möbel usw.) pfleglich behandelt, die er für seine „Spargroschen" erwarb, und dem sich der Blick für das Volk und seine Wirtschaft, für die Schonung anvertrauten fremden Gutes auf Grund der eigenen Erfahrung weitet.

Das Verstehen solcher Zusammenhänge kann man beim Kinde, vor allem bei einem Kinde in den ersten Schuljahren, noch nicht erwarten. Aber, daß Ordnung die Mutter der Sparsamkeit ist — die 10 Rpf, die das Kind für die Neuanschaffung eines verbummelten Bleistiftes benötigt, gehen dem Sparbuch verloren! — das vermag die Schule, von der Schulsparkasse ausgehend, dem Kinde deutlich zu machen. In späterer Zeit wird ein Hinweis auf die durch regelmäßiges Sparen mögliche Sicherheit des Lebens, auf die Möglichkeit beruflichen Fortkommens durch einen wirtschaftlichen Rückhalt den Spareifer entfachen, und sein Konto auf der Schulsparkasse wird das Kind als Fundament seines späteren Daseins betrachten.

Ganz ohne Zwang stellt sich oder dem Lehrer die sparende Klasse eines Tages die Frage: Wo bleiben denn unsere Spargroschen? Und hiermit ist der Anlaß zu einer Erörterung gegeben, die den höchsten und letzten Sinn des Sparens (und der Schulsparkasse) aufdeckt. Hier ist an Hand der gegenständlichsten Voraussetzung, wie sie die Schulsparkasse darstellt, die Gelegenheit, der Jugend die Augen für die nationalpolitische Bedeutung des Sparens zu öffnen. Hier kann und wird ihr gezeigt, daß die Spargroschen des Pimpfs und des Jungmädels — es kommt nicht darauf an, wieviel es sind! — über die Sparkassen hinweg zu Bausteinen des Reiches und seiner Wirtschaft, seiner Sozialeinrichtungen und nicht zuletzt seiner Landesverteidigung werden. Hier wird ihr gezeigt, daß die von den öffentlichen Sparkassen verwalteten Spargelder in der Gestalt von Hypotheken den Wohnungsbau und die Errichtung von Siedlungen ermöglichen und dadurch der Volksgesundheit dienen und dem Wohlbefinden und der Erhöhung des Lebensgefühls weitester Volkskreise. Hier sehen sich der deutsche Junge und das deutsche Mädel einmal mehr trotz ihrer Jugend hineingestellt in das politische und wirtschaftliche Sein ihres Volkes. Und mag ihnen eine hohe Einlage im eigenen Sparkassenbuch an sich nicht viel bedeuten, das Bewußtsein, durch ihr Sparen dem Führer und dem Vaterland einen Dienst zu erweisen und mitzuhelfen an der nationalen Aufbauarbeit, wird sie erheben und bestimmend für ihre weitere — sparsame — Lebenshaltung sein.

So ist die Schulsparkasse wahrlich kein Fremdkörper in der heutigen Schule. Sie dient weder eigennützigen Zielen der öffentlichen Sparkassen, noch — wie das vielleicht auch einstmals angenommen wurde — der Heranbildung eigensüchtiger Geizhälse. Sie will das Kind zu einer zweck- und sinnvollen Geldverwendung stark machen. Und die Hingabe der deutschen Lehrer an den Schulspargedanken hat die Schulsparkasse als eine ideentragende Einrichtung in das Schulgeschehen der Gegenwart eingefügt, daß auch sie die jungen Menschen für die Forderungen des völkischen Gemeinschaftslebens ertüchtige.

So — und das heißt: richtig! — die Schulsparkasse unter der Idee politischer Zweckhaftigkeit und als durchaus schulgemäße Erziehungshilfe gesehen, wird es bald keinen Vater und keine Mutter mehr geben, die ihrem Kinde den Weg zur Schulsparkasse verstellen.

All unser Schaffen hat erst dann rechten Sinn, wenn es dem Volke dient! Im Kleinen ist es die Familie. Ihre Zerstörung würde den Untergang und das Ende jedes höheren Menschentums bedeuten. Denn sie ist die kleinste, aber wertvollste Zelle des ganzen Staatsgefüges. Die Erhaltung der Familie aber liegt zugleich begründet in der Haltung ihrer Mitglieder. Wollen wir dieses Glück sichern, müssen wir zur Sparsamkeit zurückfinden.

Wir helfen bei der Schularbeit

Die Schulversetzung steht vor der Tür!

Wir wollten uns heute mit den Veränderungen der Dezimalbrüche beschäftigen. Unsere letzte Aufgabe, bei der der Teiler ein Dezimalbruch war, die ferner die Anwendung des Abrundens verlangte, gab uns für diesmal das Thema. Ueber das Wesen der Dezimalbrüche ist in der „Reichs-Elternwarte“ des öfteren gesprochen worden. Unser gesamtes Zahlensystem baut sich auf Potenzen von 10 auf, nicht nur die Dezimalbrüche! Wir wissen doch: Dezimalbrüche sind Brüche, deren Nenner 10, 100, 1000 usw. lauten, also Potenzen von 10 sind. Potenzen? Eine Potenz ist das Ergebnis aus gleichen Faktoren (Vervielfältigungszahlen!). Die Zahl, die mir sagt, wie oft der gleiche Faktor mit sich selbst malgenommen werden soll, wird Hochzahl genannt. Beispiel: 4^5 (lies 4 hoch 5) $= 4 \cdot 4 \cdot 4 \cdot 4 \cdot 4 = 1024$; 2^{10} (2 hoch 10) $= 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 1024$; 10^2 (10 hoch 2) $= 10 \cdot 10 = 100$ (die zweiten Potenzen heißen Quadratzahlen!); 5^3 (5 hoch 3) $= 5 \cdot 5 \cdot 5 = 125$ (die dritten Potenzen heißen Kubikzahlen!). —

Somit sieht die Nennerreihe der Dezimalbrüche folgendermaßen aus (siehe unsere Begriffsbestimmung!):

$$
\begin{aligned}
10^1 &= 10\\
10^2 &= 100\\
10^3 &= 1000\\
10^4 &= 10\,000\\
10^5 &= 100\,000\\
10^6 &= 1\,000\,000\\
10^7 &= 10\,000\,000\\
10^8 &= 100\,000\,000\\
10^9 &= 1\,000\,000\,000\\
10^{10} &= 10\,000\,000\,000
\end{aligned}
$$

usw.

Wir sagten vorhin, daß sich unser gesamtes Zahlensystem auf Potenzen von 10 aufbaut. Ich glaube, es ist gut, wenn wir uns noch einmal die Stellentafel unseres Dezimal-Zahlenaufbaus vergegenwärtigen (Dezi = zehntel!) und daran das Lesen und Schreiben der Dezimalbrüche üben.

Stelle nach links 0 Stelle nach rechts												
7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.	1.	2.	3.	4.	5.	6.
M	HT	ZT	T	H	Z	E	z	h	t	zt	ht	m
Millioner	Hunderttausender	Zehntausender	Tausender	Hunderter	Zehner	Einer	Zehntel	Hundertstel	Tausendstel	Zehntausendstel	Hunderttausendstel	Milliontel
						1,	0					
						0,	1					
						0,	0	1				
						0,	0	0	1			
						0,	0	0	0	1		
						0,	0	0	0	0	1	
						0,	0	0	0	0	0	1
1	2	3	4	5	6	7,	1	2	3	4	5	6

Was heißt nun 1 234 567,123 456 ?

1 Millioner	=	1 000 000	Einer
2 Hunderttausender	=	200 000	„
3 Zehntausender	=	30 000	„
4 Tausender	=	4 000	„
5 Hunderter	=	500	„
6 Zehner	=	60	„
7 Einer	=	7	„
1 Zehntel	=	100 000	Milliontel
2 Hundertstel	=	20 000	„
3 Tausendstel	=	3 000	„
4 Zehntausendstel	=	400	„
5 Hunderttausendstel	=	50	„
6 Milliontel	=	6	„

Gelesen: einemillionzweihundertvierunddreißigtausendfünfhundertsiebenundsechzig Komma einhundertdreiundzwanzigtausendvierhundertsechsundfünfzig

Oder: $1\,234\,567 \frac{123\,456}{1\,000\,000}$

Wie lauteten doch gleich die Grundgesetze unseres Zahlenaufbaus?

10 Einheiten jeder Ordnung bilden eine Einheit der nächsthöheren Ordnung. —

Umgekehrt: 1 Einheit jeder Ordnung hat 10 Einheiten der nächstniederen Ordnung. —

Oder: Jede Ordnung ist der 10. Teil („tel“) der nächsthöheren Ordnung bzw. das Zehnfache der nächstniederen.

Nach unserer Tafel von links nach rechts:

1 M = 10 HT	1 z = 10 h
1 HT = 10 ZT	1 h = 10 t
1 ZT = 10 T	1 t = 10 zt
1 T = 10 H	1 zt = 10 ht
1 H = 10 Z	1 ht = 10 m
1 Z = 10 E	1 m = 10 zm
1 E = 10 z	usw.

Das geht bis „unendlich“. Milliarden, Billionen, Trillionen und alle die andern — ionen führen zu den Riesen unter den Zahlen. Die „größte“ Zahl heißt tatsächlich „Unendlich“! Unvorstellbar! Aber immer ist sie in ihrem Aufbau eine Potenz von 10. Wir unterhalten uns einmal gelegentlich über diese Dinge und unternehmen einen Flug in die Welt der Zahl! Mit unsern Zahlen des Alltags kriechen wir buchstäblich nur ganz unten auf der Zahlenwelt herum. Was meint ihr, Jungen und Mädel, zählte man ohne Pause — was ja nicht ginge — bis zu 1 Million, wieviel Zeit wäre nötig, wenn jede Zahl eine Sekunde Zählzeit hätte? (Rund 11 Tage! Nachprüfen!) — Und bis zu einer Milliarde? — (Rund 30 Jahre! Auch nachrechnen!) —

Und nun baut euch eine Stellentafel und tragt Zahlen und Dezimalbrüche ein.

Lies und zerlege: 1,01; 0,1; 4,004; 310,0003; 0,000001.

Baue Zahlen auf (mit Hilfe der Stellentafel): 6 E 3 z 5 h 1 t 2 zt 3 ht 6 m — ferner: 5 E 5 t 5 m — ferner: 9 T 9 t 9 m. — Haben wir nun das Wesen des Dezimalbruches erfaßt, dann können wir diese Sorte Brüche ohne Mühe lesen und schreiben. Es übt sich sehr schön zu zweien! Wenn Vati abends nicht allzumüde von der Tagesarbeit ist, — vielleicht spielt er den Rechenpartner! Das wäre fein! — Und nun zu den Veränderungen der Dezimalbrüche: Erweitern, Kürzen, Gleichnamigmachen, Abrunden. Das ist alles viel einfacher als bei den gemeinen Brüchen.

Unsere Rechenstunde

Uebungsstoffe für das letzte Vierteljahr 5.–8. Schuljahr

1. Übung

Erweitern!

0,1 = 0,10 = 0,100 = 0,1000 = 0,10000 usw.
0,54 = 0,540 = 0,5400 = 0,54000 usw.
7,2 = 7,20 = 7,200 = 7,2000 usw.

Man erweitert einen Bruch, indem man rechts Nullen anhängt. Der Wert des Bruches bleibt unverändert! Das wollen wir rechnerisch beweisen: $1 = {}^{10}/_{10} = {}^{100}/_{100} = {}^{1000}/_{1000}$ usw.; $0,1 = {}^{1}/_{10}$ von ${}^{100}/_{100} = {}^{10}/_{100} = 0,10$; folglich 0,1 = 0,10. Rechne weiter! — Das Erweitern gebrauchen wir beim Abziehen der Dezimalbrüche (4,5 — 2,1635 = 4,5000 — 2,1635). Wir erweitern außerdem im praktischen Leben, wenn wir die Kilometersteine an der Chaussee lesen:

= 0,500 km

Aufgaben: Erweitere 22,1; 0,01; 4,0405. — Auf dem Kilometerstein steht: 25,7; 60,9; 0,9.

Kürzen!

6,40000 = 6,4; 0,87000 = 0,87.

Man kürzt einen Dezimalbruch, indem man die Nullen am Ende des Bruches wegläßt. Der Wert des Bruches bleibt unverändert.

Aufgaben: Kürze 22,01000; 3,400; 0,6010; 0,100.

Gleichnamigmachen!

Mache gleichnamig: 0,3; 0,405; 0,36; 0,006; 0,057; 0,2483; 0,08! Lösung: Wir erweitern auf Zehntausendstel. Warum? Das kleinste **gemeinschaftliche** Maß (Hauptnenner) für Zehntel, Hundertstel, Tausendstel und Zehntausendstel ist Zehntausendstel! Also:

0,3 = 0,3000
0,405 = 0,4050
0,36 = 0,3600
0,006 = 0,0060
0,057 = 0,0570
0,2483 = 0,2483
0,08 = 0,0800

Wir haben **praktisch** beim Gleichnamigmachen auf Zehntausendstel **erweitert**. — **Aufgaben:** Mache gleichnamig: 2,4; 0,06; 8,005; 19,21000. —

Abrunden!

3 596 875 in den Stellenwerten von rechts nach links der Reihe nach abgerundet ergibt 3596880 — 3596900 — 3597000 — 3600000 — 4000000 · Regel: **Man rundet ab, indem man die erste stehenbleibende Ziffer um 1 erhöht, wenn die letzte fortzulassende Ziffer 5 oder mehr als 5 beträgt; ist sie kleiner als 5, so wird sie fortgelassen und an ihre Stelle eine Null gesetzt.** Und für Brüche gilt dasselbe in entsprechender Form: **Unter 0,5 oder ½ rundet man nach unten ab. Von 0,5 oder ½ an rundet man nach oben ab.** Beispiel: 0,572 = 0,57; 7,588 = 7,59. —

Aufgaben: Runde auf 1 Dezimalstelle ab: 16,0975; 1,996; 9,954; auf 3 Dezimalstellen: 5,0542; 0,0237; 100,6049. — Kürze: 2,2600. Erweitere: 2,6. Schreibe dezimal: ${}^{2}/_{10}$; ${}^{54}/_{1000}$; 6; $9\,{}^{18}/_{10000}$. — Die Ergebnisse findet ihr auf Seite 54 — Viel Erfolg! —

Willy Kranz

Bisher erschienene Beiträge zur Aufsatzreihe „Wir helfen bei der Schularbeit"

Rechenunterricht:

Schulanfänger lernen rechnen	8/1938
Das Einmaleins	8/1938
Die Bruchrechnung	4/1938
Die Prozentrechnung	25/1940
Die Zinsrechnung	24/1938
Borgen, Wechseln und Ergänzen	23/1938
Rechnen für Sexta-Anwärter	4, 5/1939
Rechnen zur Aufnahmeprüfung	6/1939
Die Dezimalbrüche	7/1939
Rechnen für die Kleinsten	8/1939
Acht Jahre Rechnen	9/1939
Fehler beim schriftlichen Malnehmen	9/1939
Der Rechenplan der Volksschule	11/1939
Die Bruchrechnung	19/1940
Schlußrechnung I. Teil	13/1939
Schlußrechnung II. Teil	14/1939
Schlußrechnung III. Teil	17/1939
Die Zeitrechnung	18, 20/1939
Münzen und Maße	15/1939
Wie teile ich ab?	1/1940
Wiederholen	19/1939
Übungsstoffe für das 8. Schuljahr	1, 2/1941

Deutschunterricht:

Schulanfänger lernen schreiben	8/1938
Leserlernen — einst und jetzt	7/1938
Die Fibel und wir Eltern	11/1938
Die Satzlehre	5/1938
Der Nebensatz	6/1938, 7/1938
Die bösen Verhältniswörter	25/1938
„Groß" oder „klein"	3/1939
„Das" oder „daß"	21/1940
Nachschrift und Fehlerverbesserung	13/1938
Häusliche Leseübungen	20/1938
Der Aufsatz	2/1938, 18/1938
Das Gedicht im Deutschunterricht	17/1938
Die Zeitung im Unterricht	4/1939
Lesenlernen — Lesenlehren	8/1939
Ein neuer Weg, Lesen und Schreiben zu lehren	10/1939
Muttersprache im Hause	11/1939
Wörtlich oder nichtwörtlich	13/1939
Der Aufsatz — das Familienübel	14/1939
Die Grundbedeutung der Wörter	19/1939
Schreibunterricht	2/1940
Auswendiglernen	5/1940
Zeichenfehler	16/1940

Naturkunde:

Pilze	21/1938
Haben Tiere Angst?	22/1938
Die Fledermaus	25/1938
Der Wald im Winter	1/1939
Weidenkätzchen	6/1940
Maikäfer	7/1940

Die bunte Seite

„Peinliche Befragung"

Den Richtern des Mittelalters genügte es bekanntlich nicht, daß das Vergehen eines Angeschuldigten durch Zeugen oder Beweisstücke erwiesen war, sie verlangten auf jeden Fall noch das Geständnis des Angeschuldigten oder die lückenlosen Beweise für seine Unschuld. Im Gegensatz zur Rechtsprechung unserer Tage hatte der Angeschuldigte seine Unschuld aber selber nachzuweisen. Konnte der Angeschuldigte das nun nicht, wie es in den meisten Fällen wohl der Fall war, und bestritt er die ihm zur Last gelegte Tat, so ordnete das Gericht die „peinliche Befragung" an. Schon das Wort „peinlich" verrät uns, daß sich nunmehr die Folterknechte mit dem „Sünder" zu beschäftigen hatten. Wenn man sich heute diese mittelalterlichen Foltergeräte, von denen z. B. die Stadt Nürnberg sehr raffiniert ausgeklügelte Stücke verwahrt, einmal näher ansieht, dann kann einem wohl das Grauen ankommen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich die schauerlichsten Bilder auszumalen, die sich in den Kellern der Justiz des Mittelalters zugetragen haben. Für schwache Nerven ist die Besichtigung dieser Folterinstrumente nicht zu empfehlen. Und wer sich den kürzlich vorgeführten Film „Jud Süß" angesehen hat, wo auf Befehl des Juden ein aufrechter Schwabe „peinlich befragt" wurde, der wird aus vollem Herzen bekennen: gottlob, daß die Rechtspflege unserer Tage auf diese Art von „Beweiserhebung" verzichtet. Denn, darüber kann es wohl keinen Zweifel geben: die Wahrheit hat das Gericht des Mittelalters wohl nur selten ermittelt, und es entspricht unserem Lebensgefühl, daß wir heute in Zweifelsfällen dem Beschuldigten glauben. Tiefe Dankbarkeit empfinden wir darum für den großen Preußenkönig Friedrich II., daß er als eine seiner ersten Regierungshandlungen die Folter abschaffte. Seit der Zeit quälen und martern wir keinen mehr durch „peinliches Befragen". Wie turmhoch stehen wir also über den Menschen des Mittelalters!

Stehen wir wirklich so turmhoch über ihnen? Geben wir uns die Antwort darauf lieber erst, nachdem wir diesen Beitrag zu Ende gelesen haben.

In einem kleinen Familienkreise ist mit Bekannten und Verwandten auch ein kinderlos gebliebenes Ehepaar zu Gast. Da kommt — wie von ungefähr — das Gespräch auf Kinder, Erziehung, Erziehungsnöte und — Kosten der Erziehung. Gespräche, die es in jeder Familie gibt. Das kinderlos gebliebene Ehepaar wagt es, ein paar sehr vernünftige Sätze zu sagen, die allgemeine Anerkennung finden. Eine Bemerkung ist allerdings darunter, die eine der Mütter nicht unwidersprochen lassen kann. Worauf sich eine harmlose Meinungsverschiedenheit ergibt. Dabei wird plötzlich die Frage laut: „Haben Sie auch Kinder?" Als das Ehepaar mit einem „Leider!" antwortet, schwirrt es mit einem Male durcheinander: „Was? Sie haben keine Kinder?" — „Wie ist das nur möglich?" — „Haben Sie es aber bequem!" und „Was müssen Sie für Geld sparen!" — „Was können Sie sich alles leisten!" So geht es weiter. Keinem wird es bewußt, wie diese Fragen immer peinlicher werden, wie die Daumenschrauben immer fester angezogen werden. Ein aufmerksamer Blick in die Gesichter der Beiden müßte die Runde zwar veranlassen, ihre Fragen zu unterdrücken, aber — man hat sein Opfer entdeckt und nimmt die Gelegenheit wahr, es zu zerfleischen. Immer empörender werden die Untertöne, so etwa wie: „Und dann wagen es solche Menschen auch noch, über Kindererziehung zu sprechen!" Aber das klingt nur leise durch, denn so etwas offen und unverblümt zu sagen, verbietet die „gute" Erziehung. Ahnen die Menschen in diesem Kreise nichts von dem bitteren Los der nach außen so fröhlich scheinenden Frau, daß ihr Sehnen nach dem Kinde ungestillt blieb? Spüren sie nicht, daß dieser scheinbar so liebenswürdige Mann es nie und nimmer verschmerzen wird, daß ihm das Glück, eigene Kinder zu haben, versagt blieb? Wie er das Band, das sonst die Kinder fester schlingen, selber festhalten muß, um den Bestand seiner Ehe zu sichern? Nein, das ahnen und spüren die Menschen in diesem Kreise nicht. Wohl könnten sie es, wenn sie das verlegene, hilflose Lächeln der Beiden zu deuten verständen. Sie würden sonst nicht — ähnlich dem der Richter des Mittelalters — die Worte finden: „Um das zu begreifen, muß man selber Kinder haben!"

Stehen wir also wirklich so turmhoch über den Menschen des Mittelalters? Oder...

Es gibt wohl kaum einen unter uns, der nicht ein oder sogar mehrere Geheimnisse zu hüten hätte. Seien es nun Amts- oder Geschäftsgeheimnisse, seien es Familienangelegenheiten oder Kenntnisse von Vorfällen, über die vor fremden Ohren nicht gesprochen werden darf. Solche Geheimnisse zu wahren, ist nicht nur ernste Pflicht des Staatsbürgers, sondern zugleich auch Sache des Taktes und der guten Erziehung. Haben wir es aber nicht alle schon erleben müssen, wie man in uns zu dringen versuchte, um uns eins von diesen Geheimnissen zu entlocken? Da waren wir vielleicht bei Bekannten als Gast gut bewirtet worden. Plötzlich, gerade so, als präsentiere man uns die Rechnung, wurde die Frage an uns gerichtet: „Sie müssen darüber doch mehr wissen als wir. Erzählen Sie doch mal. Wie ist es eigentlich damit? Steckt da nicht noch mehr hinter? Seien Sie ganz

Ursel macht sich

Aufnahmen:

unbesorgt, über unsere Lippen wird kein Wort davon kommen. Wir können selbstverständlich schweigen!" Die Fragen werden ernster, eindringlicher, sie werden peinlicher. Da sitzt man dann, weiß sich als höflicher Mensch kaum zu helfen, weiß nicht, wie man sich hier herauswinden soll. Denn das uns anvertraute Geheimnis darf auf keinen Fall verraten werden; nicht einmal ahnen dürfen es die Gastgeber, daß man ein Geheimnis zu hüten hat! Man winkt ab, man wirft ein, daß man darüber nichts genaues wisse. Aber die Gastgeber lassen nicht locker, sie wissen immer neue Foltermethoden. Was da tun, ohne undankbar zu scheinen und ohne in den Verdacht zu geraten, mit einer so betonten Verschwiegenheit prahlerisch „anzugeben?" Denn würden wir — sozusagen in Notwehr — auf die unerbittlichen Gesetzesbestimmungen über Spionage und Verleitung dazu hinweisen, könnte es leicht sein, daß eine tiefe Verstimmung aufkäme. Und damit wollten wir die Gastlichkeit dieser sonst wackeren Menschen nicht entgelten.

So, wie auf den Folterbänken des Mittelalters nicht immer die Wahrheit ermittelt wurde, wo ein schwacher Mensch alles das „eingestand", was das Gericht von ihm bestätigt haben wollte, gerade so kann es sein, daß auch heute ein schwacher Mensch solch „peinlichen Fragen" gegenüber nicht standhält und ein Geheimnis leichtfertig verrät. Und obwohl es wohl keinen unter uns gibt, der dem Verräter nicht sein hartes Schicksal gönnte, müssen wir uns prüfen, ob wir nicht durch „peinliches Befragen" den armen Teufel schuldig werden ließen. Und dann darf man wohl noch sagen: leicht wird es auch dem Aufrechten nicht immer gemacht, fürwahr nicht...! — Oder:

In vielen Gegenden Deutschlands war es früher Sitte — und vielleicht ist es da und dort auch heute noch so —, daß die tugendhafte Braut mit Kranz und Schleier geschmückt zum Altar geführt wurde. Aber es kam auch vor, daß man ihr den Kranz verweigerte. Das war dann der Fall, wenn sie schon vor der Ehe einem Kinde das Leben gegeben hatte. Und dann blühte der Klatsch und der Tratsch! Wir wollen hier nicht all das „Tugend" nennen, was hart und unerbittlich als „Sünde" bezeichnet wurde. Und so wenig jedes uneheliche Kind ein Kind der Liebe ist, so sehr war es wohl schon einmal angebracht, einer Braut den Kranz zu verweigern. Aber wir meinen, daß auch diese „peinliche Befragung" noch ein Stück übernommenen Brauchtums aus den mittelalterlichen Folterkammern ist. Und wer es sich nicht daran genug sein läßt, zur Kenntnis zu nehmen, daß Trudchen B. ohne Kranz getraut wurde, sondern nun anfängt, den „armen und bedauernswerten Mann", der Trudchen heimführte, „peinlich zu befragen", der bringt kein Mitgefühl auf, sondern sucht nur seine Neugierde zu befriedigen. Wahre Anteilnahme macht stumm, nur der Klatsch sucht nach Worten.

Und darum, meinen wir, gehören solche „peinlichen Fragen" und die „Schnüffelei" eng zusammen. Und ausgestorben sind beide noch nicht. Ob wir also wirklich so turmhoch über den Menschen des Mittelalters stehen?

Möller-Crivitz

Sei du selbst!

Ludwig Waldweber

Als ich meinen Aufsatz vorgelesen hatte, lächelte der Lehrer einen Augenblick in sich hinein. Denn tätschelte er meinen Schopf und sagte in seiner besinnlichen Art: „Mein lieber Freund, das bist nicht du selbst, der da aus deiner Arbeit spricht." Ich errötete und schlug die Augen nieder. Dem andern hatte er doch ein Lob ausgesprochen.

Wir hatten aus München einen neuen Schüler bekommen, der verfügte über eine eigentümliche und, wie es dem Landkind schien, über eine ungemein schmissige Art, seinen Aufsatz hinzuwerfen. Wenn ich mein Geschreibsel mit seiner Leistung verglich, gefiel es mir nicht mehr. Es erschien mir so schwerfällig und holperig, obwohl meine bisherigen Arbeiten immer zur Zufriedenheit des Lehrers ausgefallen waren.

Was der kann, dachte ich in meinem ehrsüchtigen Herzen, das kann ich auch. Und hatte mich dieses Mal bemüht, meine Arbeit ebenso schmissig hinzuwerfen, wie es der andere tat. Und wie mir scheinen wollte, mit recht gutem Erfolg.

Und doch! Und doch!

Der Lehrer hatte meine Arbeit noch einmal überflogen. Als er sie mir zurückreichte, sagte er: „Jetzt setzt du dich auf der Stelle hin und schreibst so, wie es deine Art ist. Dann sprechen wir noch einmal darüber."

Mir war's, als wäre ich auf einer Lüge ertappt worden. Mit brennendem Kopf setzte ich mich, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich zu schreiben beginnen konnte. Und schau, im Gegensatz zu den Schwierigkeiten, die sich bei der ersten Ausführung immer wieder erhoben hatten, schrieb ich die Arbeit, einmal im Zug, leicht und flüssig nieder. Sie rutschte mir sozusagen aus dem Aermel. Ich schrieb und schrieb immer noch, als die Klasse bereits zusammenpackte. Der Lehrer sah auf dem Pult die Hefte durch.

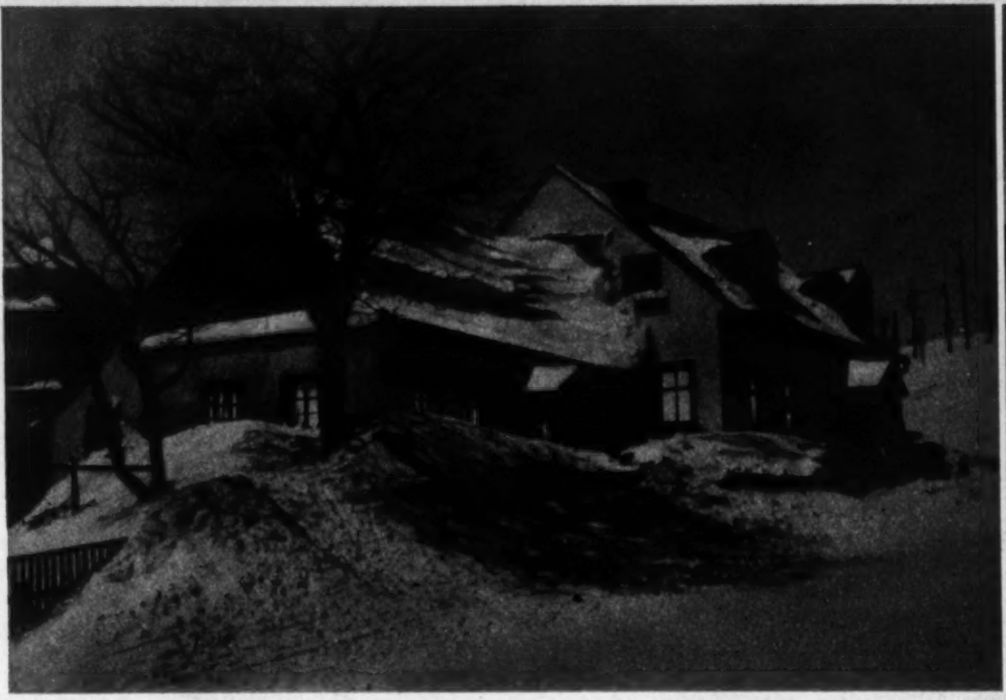
Endlich war ich fertig. „Nun schieß los", nickte er mir freundlich zu. Aber schon während des Vorlesens gefiel mir die Arbeit wieder um vieles weniger.

Und doch war der Lehrer nun des Lobes voll. „Siehst du", sagte er warm, indem er von seinem Thron herabstieg und sich neben mich auf die Bank setzte, „siehst du, jetzt hat deine Arbeit wieder dein Gesicht. Vielleicht fehlt dir heute noch das Empfinden dafür, einmal aber wirst du dich noch an diese Stunde erinnern. Jemand nachäffen", sagte er, und gab damit dem Gefühl, das mich vorhin mit der Stimme des Blutes getadelt hatte, deutlich Ausdruck, „jemand nachäffen kommt in gewisser Hinsicht einer Lüge gleich. Du hast dich mit der vorigen Arbeit selbst betrogen. Du wolltest ein anderer scheinen, als du bist. Das aber geht nie gut aus. Bleib immer du selbst, auch da, wo dir das Fremde im Augenblick gefälliger in die Augen springt."

Ich hörte die Worte und vergaß sie wieder. Später aber, in Zeiten der Versuchung, habe ich wieder jener Lektion gedacht, die mich stets vor einem weiteren Versuch bewahrte, in anderer Leute Kleidern spazieren zu gehen.

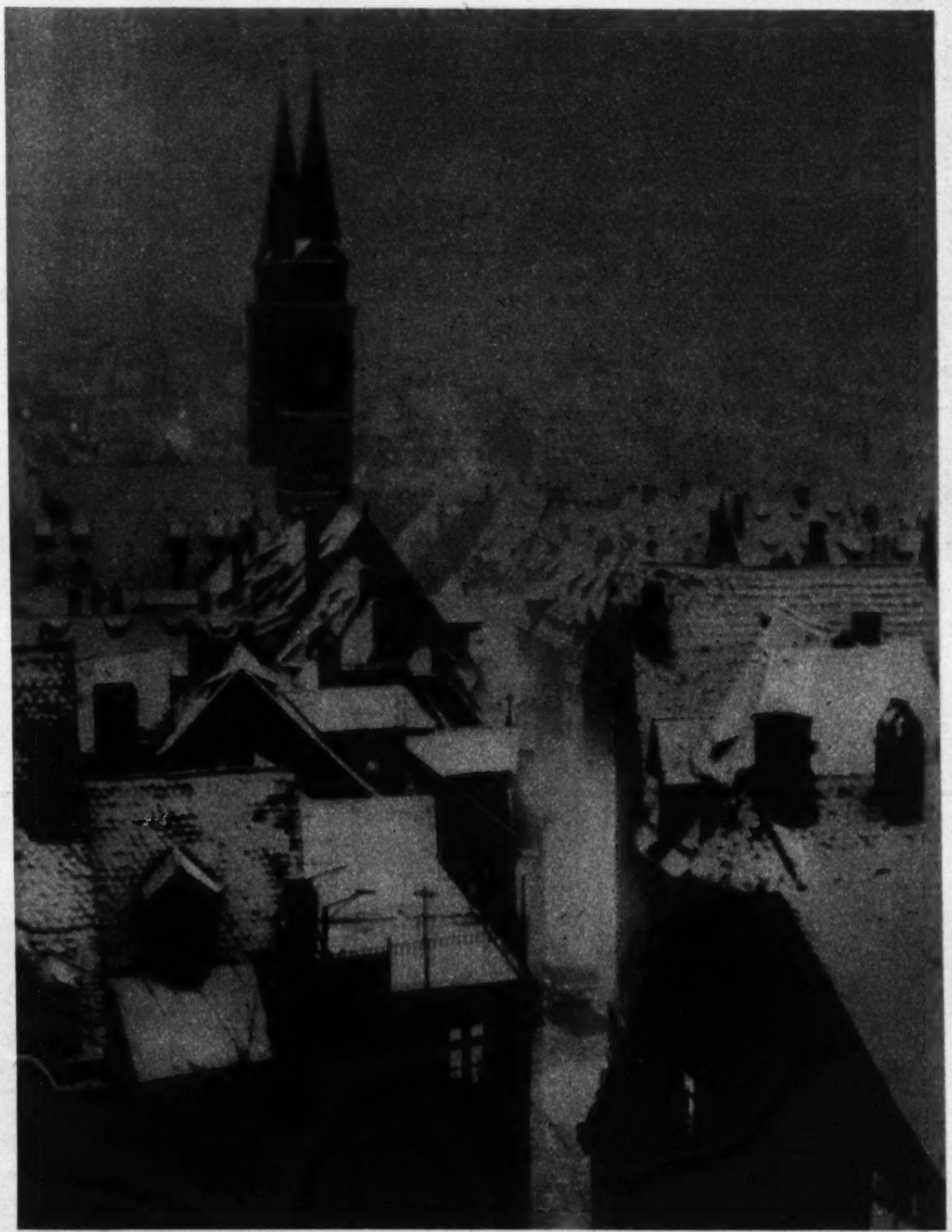
eine Holzkette

Lüder Lahmann



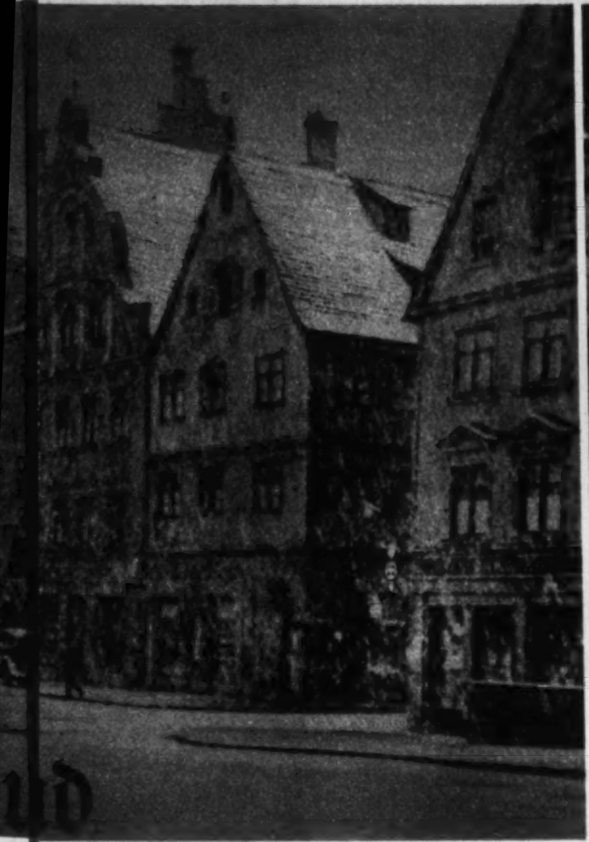
Der deutsche Winter

Von Albrecht Schäfer



„Wir haben den Sinn für die Romantik der Winterlandschaft verloren", hörte man während der Monate Januar und Februar des vergangenen Jahres während der Kältekatastrophe, unter deren Auswirkungen ganz Europa stöhnte, allenthalben die Leute sagen. Und das war zu verstehen. Die außergewöhnlich lange Frostperiode von sibirischem Ausmaß, die Stockungen auf allen Wirtschaftsgebieten im Gefolge hatte, vor allem in der Zufuhr von Holz und Kohlen, ließ uns den Winter einmal von seiner schrecklichen Seite kennenlernen, als eine urgewaltige, dem Menschen und dem Leben feindliche Macht. Und was uns schon immer die Geschichtsbücher und die alten Sagen verkündeten, daß nämlich unsere Altvorderen, die noch nicht im Besitz der technischen Errungenschaften waren, die das Leben im Winter erträglich machen, den Winter fürchteten, daß sie in ihm die Herrschaft der den Menschen und Göttern abholden Frostriesen erblickten — während jener Wochen des Mißvergnügens lernten wir ihre Abneigung gegen den Winter begreifen. Zugleich aber auch den tiefen Sinn ihres Wintersonnwendfestes als ein Fest des Sieges, des Lichtes über die Finsternis und der freundlichen Götter über die drohenden Naturgewalten, denen sich die Menschen von einst schutzlos ausgeliefert fühlten.

Ja so war es während der bösen kalten Monate anno 40. Und dennoch: Wenn dank der rastlosen Fürsorge der Behörden, dank des geradezu heldenmütigen Einsatzes der Eisenbahn unser Kohlenhändler die Vorräte in unserem Kohlenkeller wieder ergänzt hatte, daß wir nicht voll Bangen an die nächsten Wochen zu denken brauchten, wenn der liebe, gute Kachelofen in unserer Stube jene mollige Wärme ausstrahlte, die uns erlaubt, über die Winterkälte zu lachen, dann schauten wir im Nu die Dinge da draußen mit ganz anderen Augen an. Dann erschienen uns die Eisblumen an un-



nd der deutsche Mensch

Aufnahmen: Scherl

seren Fenstern wieder als Erzeugnisse von der Hand eines genialen Künstlers, dann dünkte uns der Winterwald sofort wieder als ein Bild von einmaliger Großartigkeit, dann sahen wir in der Schneelast, die die Häuser zu erdrücken schien, eine weiche, weiße Decke, von der Natur selber über die Wohnungen der Menschen gebreitet, um sie vor den Unbilden der Jahreszeit zu schützen.

Denn so wollen unsere Augen die Dinge im Winter sehen, so will unsere Seele den Winter erleben: als eine zwar herbe und in jeder Beziehung andere, aber um nichts weniger schöne, Herz und Sinn ansprechende Periode im Ablauf des Jahres. Und wie der deutsche Mensch den deutschen Winter sieht und erlebt, das haben die Künder der deutschen Seele, unsere Dichter, zu allen Zeiten in Worte und Verse gefaßt. Immer sehen sie in ihm nicht nur eine wesentliche Naturerscheinung, sondern eine weise, göttliche Einrichtung, in die Weltordnung gefügt, daß sie uns durch ihre Gegensätzlichkeit die Augen öffne für die Heiterkeit des Frühlings, die Fülle des Sommers und die Segnungen des Herbstes, und daß sie uns stark mache im Kampf mit der Natur und um ihre Gaben. Und je mehr in diesem Kampf der Sieg unser war, um so mehr erschloß sich uns die Schönheit des Winters, vermochten unsere Sinne und unser Gemüt sich der eigen- und einzigartigen Reize des Winters zu freuen. Und tausend liebe und uns allen vertraute Bilder und Vergleiche haben unsere Dichter zu dem Thema „Winter" ersonnen. Angefangen von der guten Frau Holle, die, wenn's auf Erden schneit, die Betten schüttelt, bis zu dem „rechten Mann", als den Matthias Claudius den Winter sieht, ja bis zu dem anspruchslosen, aber nichtsdestoweniger innigen und lieben Vergleich, daß im Winter jeder Pfahl eine weiße Kappe trägt. Und die Schrecken des Winters haben in unserem

Vorstellungsleben längst den Winterfreuden Platz gemacht, mögen diese nun Schneeballschlacht und Schlittenfahrt für die Kinder, Wintersport oder Winterreise für die Großen heißen.

Immer wieder hat es die deutschen Maler gereizt, die Schönheit des Winters darzustellen. Der winterliche Wald, die verschneite Landstraße, der zugefrorene See, aber auch das Dorf und die Stadt im Winterkleid hat sie zu fruchtbarem Schaffen angeregt. Und oft deuteten sie dabei ihre und unsere Einstellung zu der Erscheinung „Winter" an, unser Sieggefühl über Kälte und Tod; sei es durch eine Skispur im Wald, einen Schlitten auf der Landstraße, durch Eisläufer auf dem See, durch einen Lichtschein aus den Fenstern eines verschneiten Hauses, oder sich kräuselnden Rauch über dem Schornstein einer menschlichen Wohnstätte.

Die Photographen haben es den Malern gleichgetan. Was ihr künstlerisch geschultes Auge an winterlicher Schönheit schaute, haben sie auf die Platte gebannt, und zu welcher Vollkommenheit ihr Sehen und die technische Möglichkeit der Wiedergabe des Erschauten gediehen ist, davon zeugt die Unzahl der Winterbilder in unsern illustrierten Zeitschriften. Davon zeugt auch die kleine Auswahl von Bildern, die diesen Aufsatz begleiten.

Es sind nicht Winterbilder schlechthin, die wir hier bringen. Der aufnehmende Künstler hat sie um ein Thema gruppiert. „Wohnungen der Menschen im Winterkleid" könnte dieses Thema heißen. Aber bei näherer, nachdenkender Betrachtung stellen wir sogleich fest, daß es dem Lichtbildner um mehr als um eine bloße äußere Darstellung ging. Was wir vorhin schon andeuteten, dem Sieggedanken in der Winterlandschaft wird hier Ausdruck gegeben. Wir spüren es: unter den verschneiten Dächern wohnt das Leben, gehen friedvolle Menschen einer friedvollen Beschäftigung nach. Und mag der harte Frost auch Bach und Strom in Fesseln geschlagen, mag der Schnee auch die Straßen unwegsam gemacht haben — der Mensch blieb Sieger im Kampfe. Aus den Fenstern der Häuser strahlt tröstliches Licht, und durch die verschneiten Straßen erzwingt sich der Mensch einen Weg zum helfenden Nachbarn oder in die helfende Ferne. Und wie eine Burg steht die kleine Kapelle mitten im Schnee und vor dem drohenden Gebirgsmassiv.

In und um sich tröstliche Gewißheit, vermag der Mensch sich ohne Furcht ganz der Schau des Großartigen hinzugeben, wie es in dem Bild des deutschen Winters einbeschlossen liegt. Keck läßt er seiner Freude über die Gaben des Winters die Zügel schießen, und seine Phantasie ergänzt unbeschwert die sinnliche Wahrnehmung zum heiteren seelischen Erlebnis. Da wird der Pfahl zum lustigen Kappenträger, da schreitet der Winter, das Haupt in den Wolken mit „eisgrauem" Bart und bereiftem Mantel als bärbeißig-gutmütiger Mann durch den Tann, da werden die Schneeflocken zu Federn aus Frau Holles Bett, und um die Weihnachtszeit trägt jedes Tännlein im Wald ein glänzendes Lichtlein.

Deutscher Winter! Hand auf's Herz: wir denken beim Klange dieses Wortes wirklich zuerst an seine Schönheit, seine Poesie und seine Freuden. Und nur entfernt, und auch nur wenn's ganz schlimm kommt, und wenn wir uns noch obendrein mit England herumschlagen und all unsere wirtschaftlichen Kräfte naturgemäßerweise auf den Sieg in diesem Kampfe ausrichten müssen — an die Kohlen...

Aufnahme: „Agfa-Photo"

Vor ein paar Tagen war Kurtchen mit seiner Mutti bei Tante Erna zu Besuch. Es war sehr schön dort, denn Tante Erna hatte süßduftenden Kuchen gebacken, an dem Kurtchen sich nach Herzenslust gut tun konnte. Und dann war auch diesmal wieder Kurtchen die Hauptperson gewesen. Erst bei Anbruch der Dunkelheit machten sich beide auf den Heimweg. Da es nur ein kurzes Stück Wegs bis nach Hause war, hatte Mutti den Besuch länger ausgedehnt. Als sie dann am frostklaren Winterabend heimwärts gingen, und der Schnee unter ihren Füßen knirschte, stieg hell und rund der Mond am Himmel auf. Sein Licht war so weiß und strahlend, daß Mutti unwillkürlich an die wundersamen Worte von Mathias Claudius denken mußte: „Seht ihr den Mond dort stehen? ..." Heute aber war er nicht nur halb zu sehen, sondern war wirklich rund und schön. Da zupfte Kurtchen an Muttis Hand:

„Sieh mal, Mutti, den schönen Rundmond!"

Mutti lächelt. Sie kennt Kurtchens lebhafte Phantasie und seine Vorliebe für das Finden neuer Wörter. Da er aber Ostern schon in die Schule kommt, denkt Mutti, daß sie dieser Neigung nun ein wenig festere Zügel anlegen muß, um sich vor Kurtchens künftigem Lehrer nicht allzusehr zu blamieren. Es wirft immer ein schlechtes Licht auf die Eltern, wenn die Kinder nicht richtig Deutsch sprechen lernen, denkt sie, und darum korrigiert sie:

„Man sagt nicht Rundmond, Kurtchen, sondern man sagt Vollmond. Schau ihn dir einmal genau an, vor ein paar Tagen war es noch eine Sichel, nun aber ist er voll."

Kurtchen schüttelt den Kopf.

„Er ist ganz rund."

„Ganz recht, Kurtchen, rund ist er schon. Man nennt ihn aber trotzdem nicht Rundmond, sondern Vollmond."

Nun wird Kurtchen aufsässig, ganz, wie es seine Art ist, wenn er von einer seiner geliebten Wortprägungen lassen soll, um sich einen Begriff anzueignen, der seinem Auffassungssinn nicht voll entspricht.

„Wenn er aber doch rund ist?" sagt er dann, und Mutti hört den Trotz in seiner Stimme heraus.

„Du hörst doch, daß man den Mond so, wie er jetzt zu sehen ist, Vollmond nennt."

Kurtchen schmollt. Wieder einmal will man ihn vergewaltigen. Obwohl er aus Erfahrung weiß, daß er gegen die Ueberlegenheit der Erwachsenen nichts ausrichten kann, verlegt er sich doch aufs Verhandeln.

„Wenn der Mond aber rund ist, dann kann ich doch auch Rundmond sagen. Rundmond ist doch viel schöner als Vollmond."

Mutti wird schon ärgerlicher.

„Sei nicht so albern, Kurtchen. Du bist jetzt sechs Jahre alt, da mußt du langsam so sprechen lernen, wie es die Erwachsenen tun. Oder möchtest du dich Ostern vor deinem Lehrer und vor den anderen Jungen in der Klasse blamieren? Wie heißt also der Mond? ..."

Kurtchen trippelt mißmutig neben seiner Mutti her. Und da Mutti ihre Frage nicht wiederholt, behält er seine Antwort für sich. In diesem Augenblick hätte er ja doch wieder Rundmond gesagt, und dann hätte Mutti ihm sicher einen Klaps gegeben und ihn ausgezankt. Die Erwachsenen sind doch recht dumme Menschen, denkt Kurtchen, denn wenn ein Mond rund ist, kann man doch auch Rundmond sagen!

Als sie dann zu Hause sind, und Mutti den Zwischenfall sicher schon vergessen hat, steht Kurtchen mit einem Ball in der Hand vor ihr. Schon will Mutti ihm sagen, daß nun nicht mehr gespielt, sondern schön zu Abend gegessen und dann ins Bett marschiert wird, da fragt Kurtchen:

„Mutti, ist dieser Ball rund oder voll? Und sind meine Eisenbahnschienen rund oder voll? Vati sagt, der Ball ist rund, und meine Schienen sind auch rund." Er guckt vor sich hin und fügt dann leiser hinzu: „Und der Mond ist auch rund."

Der Junge kann einem zur Verzweiflung bringen, denkt Mutti. Da sie aber den nachdenklichen Ausdruck in seinem kleinen Gesicht sieht, sagt sie:

„Da hat Vati auch ganz recht, denn die Schienen, der Ball und deine Glaskugeln sind alle rund. Der Kreis ist auch rund. Aber der runde Mond heißt nicht Rundmond, sondern Vollmond, wenn er auch rund aussieht. Und nun hör mit deiner Fragerei auf. Setz dich hin, iß dein Butterbrot und dann ins Bett!"

Kurtchen setzt sich an den Tisch und besieht sich nachdenklich das Butterbrot. Mutti hat eine Tomate in Scheiben geschnitten und sie ihm aufs Brot gelegt. Als er mit dem Finger auf die runde — und nicht volle! — Scheibe zeigt, reißt Mutti der Geduldsfaden.

„Nun bin ich es aber leid, du garstiges Kind. Du benimmst dich heute abend wieder einmal wie ein Quengler und Nörgler. Das ist ja nicht auszuhalten mit dir. Ich habe die Bezeichnung Vollmond nicht erfunden. Aber da alle Welt Vollmond sagt, macht man sich ja lächerlich, wenn man Rundmond sagen würde. Ich verlange ernstlich von dir, daß du dir deine albernen Ausdrücke endlich abgewöhnst."

Schade, daß Mutti so gar kein Verständnis für Kurtchens Wortprägungen aufbringt, und schade, daß sie nicht begreift, wie Kurtchen sich beim Anblick eines Gegenstandes etwas denken muß. Sein Kinderhirn weiß mit dem Abstrakten, dem Begrifflichen also, noch nichts anzufangen. Er muß sich alles gegenständlich machen. Und dafür prägt er sich neue Wörter, in denen zudem Tiefe und Inhalt liegen.

So war es neulich schon. Da kommt Kurtchen mit der Miene eines Sachkenners zu Mutti, in der Hand seine Trompete, die ihm Onkel Ferdinand zu Weihnachten geschenkt hat. Aber nun ist sie schon dahin. Kurtchen versucht noch einmal vergeblich, dem zerbeulten und verbogenen Instrument einen Ton zu entlocken. Dann sagt er:

„Mutti, meine Tute ist tot, ich mag sie nicht mehr haben!"

Damit will er sie in den Mülleimer werfen. Mutti aber denkt, daß sie sich im Hinblick auf Kurtchens nahe Einschulung korrigierend einschalten muß.

„Wie heißt das Ding da?“ fragt sie, „und was ist damit los?“

„Meine Tute ist tot.“

Mutti hebt besorgt die Schultern.

„Nein, Kurtchen, erstens einmal ist das eine Trompete, und zweitens ist sie nicht tot, sondern kaputt. Tute sagt ein Kleinkind. Du bist jetzt schon ein solch großer Junge, darum mußt du nicht mehr Tute sagen. Das ist unschön.“

„Wenn sie aber doch tutet?“ wendet Kurtchen ein.

„Man nennt einen Gegenstand nicht immer nach dem, was er tut. Man muß sich immer fragen: was ist es und was tut es. Dies da ist eine Trompete. Was aber tut sie? Sie tutet. Verstehst du das denn gar nicht?“

Kurtchen schüttelt den Kopf. Da greift Mutti weiter aus:

„Sieh einmal die Lampe im Zimmer. Wenn man die anknipst, dann leuchtet sie. Aber man nennt sie Lampe.“

Da grinst Kurtchen.

„Der Vati hat neulich aber gesagt, wir wollen uns einen neuen Leuchter kaufen.“

Hilfesuchend blickt Mutti um sich. Da ist sie natürlich hereingefallen. Du liebes Leben, wo soll sie nun schnell die Beispiele hernehmen? In der Ecke liegt Kurtchens Säbel. Geht auch nicht, denn Vati „säbelt“ sich immer ein Stück Wurst oder Brot ab. Oder der Schreibtisch? Vati behauptet immer, daß man am Schreibtisch nicht schreibt, sondern „schreibtischlert“. Ach, diese Männer, denkt sie, es sind die reinsten Kinder. Auch sie sind immer auf der Suche nach neuen Wortprägungen. Wenn sie Kurtchen nun noch erklären will, daß die Tute nicht tot, sondern kaputt ist, daß nur verstorbene Menschen oder Tiere tot sind, „tote“ Gegenstände aber kaputt oder entzwei, dann wird Kurtchen sicher einwenden: Vati hat neulich aber gesagt, die elektrische Leitung im Bodenzimmer ist „tot“, womit er taub meinte. Es ist ein Jammer, stellt Mutti schließlich seufzend fest. Gewiß, manchmal sind Kurtchens oder Vatis Wortprägungen viel, viel schöner als das papierne Deutsch, aber das kann sie bei Kurtchen doch nicht mehr durchgehen lassen! Zum Plätteisen darf man doch nicht „Plätte“ sagen, wenn es auch plättet, und zu den warmen Hausschuhen nicht „Latschen“, auch wenn man darin latscht, statt zu gehen.

Muttis Kummer ist verständlich, aber beipflichten können wir ihr nicht, wenn sie meint, daß sie sich vor Kurtchens Lehrer „blamieren“ wird. Solche Kinder, wie Kurtchen, die sich bei ihren Wortprägungen etwas denken, hat die Schule viel lieber als die Nachbeter oder die leider viel zu vielen, die noch nicht zusammenhängend erzählen oder berichten können. Wenn Kurtchen erst im Reich des Abstrakten Fuß faßt, wird er seine kindlichen Wortprägungen schon von selber einstellen und tiefer eindringen in die wundersame Welt der deutschen Sprache.

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

34. Fortsetzung.

„Seit meiner Ankunft in Deutschland war ich ja immer in Uniform. Erst Arbeitsdienst, dann Reichsheer. Aber nach meinem Ausscheiden trat die Frage der Kleidung sehr an mich heran. Wäre ich in Südamerika gewesen, ich hätte das ganz unbeachtet gelassen, hier aber ging dies nicht. Dementsprechend habe ich dann auch gehandelt und mir einige Sachen angeschafft. Zwei Anzüge, einen guten und einen mittleren, etwas Wäsche, einen Hut; einiges habe ich von den Verwandten und Großmutter geschenkt bekommen. Ich hatte ja beinahe nichts. Mein ganzes Gepäck, welches ich nach Deutschland mitbrachte, war ein kleiner Schuhkasten, und der war noch nicht mal voll ...“

Helmuts Brief schloß:

„Wenn alles so klappt, wie ich es hier aufgeführt habe, so komme ich mal in ein paar Jahren zu Euch zu Besuch und baue Euch einen guten Radioapparat, mit dem Ihr Deutschland hören könnt, falls Ihr bis dahin nicht schon einen habt.

Herzliche Grüße an Euch und die Kinder und ganz Bonpland.

Euer Helmut.“

Die Freude über diesen Brief war groß, aber dann wurden die Eltern eigentümlich still und nachdenklich und sahen sich an. Endlich sagte Frau Hanna: „Weißt du, Vater, meine Hypothek in Deutschland ist doch nun aufgewertet worden. Viel ist es ja nicht, ein paar hundert Mark. Aber wir wollen sehen, daß es der Junge ausgezahlt bekommt. Ein bißchen hilft es ihm doch voran.“ Heinrich Rohde nickte. Er war sehr einverstanden. Und er setzte sich sofort hin und schrieb verschiedene Briefe nach Deutschland, um das Verfahren einzuleiten.

★

Als Frau Rohde vor mehr als zehn Jahren mit ihrer Familie hinüber nach Südamerika fuhr, hatte sie auf der Schiffsreise eine junge Malerin, Lore Steffen, kennengelernt, die in Patagonien wohnte. Frau Rohde hatte — besonders in der ersten Zeit in Paraguay — öfter an sie gedacht und sich in ihrer damaligen Notlage einer leisen Bitterkeit nicht erwehren können, wenn sie sich ihre beiderseitigen, so verschiedenen Lebensschicksale im fremden Lande vorstellte. Später hatte ihre frische und heitere Natur jede Spur von Bitterkeit aufgelöst. Sie sprach gern von Lore Steffen, wenn sie sich der Schiffsreise und der Tage von Buenos Aires erinnerte, dieses bunten, ja glänzenden Abschlusses ihres einstigen Lebens, den die Erinnerung in immer leuchtenderen Farben erstrahlen ließ.

Frau Steffen hatte der Reisefreundin einmal nach Paraguay geschrieben, aber Hanna Rohde ließ den Brief über Jahr und Tag unbeantwortet liegen. Erst nach ihrer Uebersiedlung nach Bonpland schrieb sie ihr, daß sie schwere Zeiten hinter sich habe, nun aber hoffe, doch noch mit ihrer Familie auf einen grünen Zweig zu kommen. Seitdem waren einige Briefe hin und her gegangen. Und eines Tages schrieb Frau Lore Steffen, daß sie ihren Mann auf einer Geschäftsreise durch Argentinien begleiten und sie auf der Chacra besuchen wolle.

Frau Hanna Rohde freute sich sehr. Der erste Gast aus ihrer früheren Welt. Wie es ihr wohl gefallen würde hier oben?

Herr Steffen begleitete seine Frau und fuhr dann nach Posadas weiter. Nach Beendigung seiner Geschäftsreise wollte er sie wieder hier abholen.

Nach zwölf Jahren sahen sich die beiden Frauen wieder. Aber sie schienen die Rollen getauscht zu haben. Diesmal hatte Frau Rohde die heitere Sicherheit. Das junge Gesicht von Lore Steffen war schmäler geworden, und wenn sie auch lachte und scherzte wie einst, so lag doch manchmal in der Tiefe ihrer Augen ein stiller Ernst.

Sie schaute sich um in dem langgestreckten Holzhaus mit dem Schindeldach und den beiden schattigen Weinlauben, die voll reifer Trauben hingen. Die weitoffenen Fenster faßten die farbenleuchtende Landschaft wie in einen Rahmen, auf dem Fensterbrett ein Strauß blühender Orchideen, an der Wand ein Regal mit deutschen Büchern, Musikinstrumente hingen daneben, eine Gitarre und Blockflöten. Auf dem Eßtisch stand ein flacher Korb, überquellend von köstlichen Früchten, Blutorangen, Melonen, Ananas, Bananen und großen blauen und goldig schimmernden Weintrauben.

„So habe ich mir Ihr Haus vorgestellt, damals auf dem Schiff“, sagte Lore Steffen.

Frau Rohde lächelte. „Sie hätten unsere erste Hütte im Urwald sehen müssen, die erste Feuerstelle aus zwei glimmenden Baumstämmen.“ Und sie erzählte von der unsäglichen Mühsal und Armut der ersten Zeit. Von der elenden körperlichen Verfassung der ganzen Familie, von dem qualvollen Heimweh, der furchtbaren Insektenplage, den nächtlichen Rauchfeuern ...

Die junge Frau hörte ernst zu. „Es war eine Pferdekur zum Eingewöhnen. Aber da Sie durchgekommen sind, war es vielleicht gut, daß es Sie gleich so hart angepackt hat. Nun sind Sie hier zu Hause.“

Frau Rohde tat einen tiefen Atemzug. „Ja, das bin ich. Nach zwölf Jahren bin ich nun soweit — innerlich — wie Sie damals schon waren. Liebe Frau

Ergebnisse der Aufgaben aus der „Rechenstunde“ (Seite 46)

(Seite 46)

Lies und zerlege: 1,01 = $1\,^{1}/_{100}$ = 1 E 0 z 1 h; 0,1 = $^{1}/_{10}$ = 0 E 1 z; 4,004 = $4\,^{4}/_{1000}$ = 4 E 0 z 0 h 4 t; 310,0003 = $310\,^{3}/_{10\,000}$ = 3 H 1 Z 0 E 0 z 0 h 0 t 3 zt; 0,000 001 = $^{1}/_{1\,000\,000}$ = 0 E 0 z 0 h 0 t 0 zt 0 ht 1 m. —

Baue Zahlen auf: 6 E 3 z 5 h 1 t 2 zt 3 ht 6 m = 6,351 236; ferner: 5,005 005; ferner: 9000,009 009. —

Erweitern: 22,1 = 22,10 = 22,100 = 22,1000 usw.; 0,01 = 0,010 = 0,0100 usw.; 4,0405 = 4,04050 = 4,040500 usw.; 25,700 km; 60,900 km; 0,900 km. —

Kürzen: 22,01; 3,4; 0,601; 0,1. Gleichnamigmachen: 2,40 000; 0,06 000; 8,00 500; 19,21 000. —

Abrunden: 16,1; 2,0; 10,0; 5,054; 0,024; 100,605. —

Kürzen: 2,26; Erweitern: 2,60 000 ...; Dezimal schreiben: 0,2; 0,054; 6,0; 9,0018. —

Steffen, ich habe oft an die Tage in Buenos Aires denken müssen, wo wir zusammen in dem schönen Hotel wohnten. Wissen Sie noch, wie wir am letzten Abend auf dem Dachgarten saßen, und ringsumher waren die erleuchteten Hochhäuser und Straßen und Häuserkomplexe, eine wunderbare Großstadtsymphonie von Licht? Ich sehe Sie noch vor mir, wie Sie sich in den Korbstuhl zurücklehnten und sagten: ‚Ich freue mich auf meine patagonische Stille und Einsamkeit, auf die Arbeit in meiner Werkstatt, auf meine Hausfrauenpflichten.' Und dann erzählten Sie, wie die Lieferanten kommen und Ihnen alles ins Haus bringen. Sie kehrten aus Deutschland in eine Heimat zurück. Ich ging in die Fremde."

Die junge Frau blickte schweigend vor sich hin, dann brachte sie das Gespräch auf andere Dinge. Frau Rohde erzählte nun von ihrer Schule. „Die Kinder aus der Nachbarschaft kommen ja noch zu mir. Aber dreimal in der Woche muß ich wegreiten und Schule halten." Sie gingen hinaus auf die Veranda. Hier lagen die Schulbücher und Hefte, und an der Wand hing eine große schwarze Tafel, auf der in kindlichen Schriftzügen geschrieben stand: „Wir grüßen unser Deutschland."

Frau Steffen deutete darauf: „Also doch Deutschland."

„Von Deutschland bin ich nicht getrennt", sagte Hanna Rohde, „und seit mein Junge drüben ist, ist der Zusammenhang fester denn je. Wie soll ich Ihnen das erklären? Man sieht doch manchmal einen großen Baum, und eine Strecke weit davon wächst ein Schößling aus der Erde. Der steht aber nicht für sich, sondern ist unterirdisch noch mit der Wurzel des Mutterbaumes verbunden. So ist es auch mit uns Auslandsdeutschen. Und gut, wenn es so ist. Ich habe Menschen kennengelernt, die von deutschen Eltern stammten, aber selber nicht mehr Deutsch sprechen konnten und nichts von deutscher Art und Sitte wußten. Es waren immer verwaschene oder oberflächliche oder haltlose Menschen. Oder nüchterne Geldverdiener. Das Beste fehlte ihnen. Von der heimatlichen Kultur waren sie losgerissen, und die jahrhundertealte Kultur des fremden Landes war doch auch nicht ihr eigen, wenn sie auch äußerlich alles mitmachten. Dagegen, wenn der Auslandsdeutsche sein Deutschtum bewahrt, dann ist er immer ein ganzer Kerl. Denken Sie an die Sachsen in Siebenbürgen. Was die für eine hohe Kultur und Heimatkunst haben. Oder an die Wolgadeutschen. Ach, alle Völker bewahren doch im fremden Lande, was ihnen erbeigentümlich ist, und halten es hoch. Ich sehe es auch an den Japanern hier. Unser Peon stammt von Indianern ab. Von ihnen hat er seine Kunstfertigkeit im Flechten und Schnitzen. Es gibt Indianerfamilien, die jeder sofort an gewissen Zeichen und Mustern im Gewebe ihrer Kleider erkennt. So hat sich das durch die Jahrhunderte fortgeerbt.

An den deutschen Frauen liegt es, die deutsche Art im Hause an alten Sitten und Gebräuchen festzuhalten, an der deutschen Sprache, der deutschen Musik. Aus diesem Grund fing ich meine kleine deutsche Schule an."

„Wie reich und ausgefüllt Ihr Leben ist. Fast könnte ich Sie beneiden."

Frau Rohde blickte betroffen auf.

„Beneiden? Sie — mich?"

„Ja. Man lebt hier zwiespältig. Das Herz lebt zurück und der Kopf vorwärts. Den richtigen Einklang zu finden ist schwer. Sie haben ihn gefunden."

Frau Hanna schüttelte den Kopf. „Wie Sie sich verändert haben, Frau Steffen. Wenn ich noch an Sie denke, damals auf dem Schiff ..." (Schluß folgt)

Unser Kind ist krank

Ein Heer von Sorgen und Aengsten überfällt die Eltern, wenn das Kind plötzlich krank wird! Mangel an Appetit, Weinerlichkeit, verdrossenes Wesen, auffallende Unarten — das sind meist die einzigen Vorboten der Erkrankung. Wie oft fehlt es dann aber an den nötigsten Dingen, die in jeder Familie, in der es Kinder gibt, vorhanden sein müßten! Vor allem müssen stets zur Verfügung stehen ein Fieberthermometer sowie Umschläge für Brust- und Halspackungen, ferner für Verletzungen Mullbinden, ein Schnellverband und eine Brandbinde. Beim geringsten Krankheitsverdacht messe man zunächst die Temperatur; zeigt das Thermometer 37° oder mehr, dann sofort ins Bett! Und nun heißt es, das Fieber, das ja bekanntlich keine Krankheit, sondern der natürliche Abwehrprozeß des Körpers gegen die Erkrankung ist, unterstützen! Als erste Maßnahme erhält das Kind daher einen in warmes, keinesfalls kühles Wasser getauchten Leibwickel, trinkt eine Tasse heißen Flieder- oder Lindenblütentee und schwitzt. Der Umschlag muß gut ausgewrungen sein und fest anschließen, das wollene Tuch überall gut decken. Zur Ableitung der Hitze aus den Kopforganen erhält der kleine Patient kühl-feuchte Strümpfe mit trockenem Ueberstrumpf angezogen. Das Fieber wird dreimal täglich gemessen, der Befund fortlaufend aufgeschrieben, damit dem Arzte die Diagnose erleichtert wird. Keinesfalls zwinge man das Kind zum Essen, etwa mit sogenannten kräftigen Speisen wie Eier, Fleisch usw. Dafür soll es reichlich Fruchtsäfte, Zitronensaft, Apfelsinen und ähnliches zu sich nehmen und wird danach von selbst verlangen. Viel Besuch, alle Arten starker Eindrücke, Rundfunkmusik, grelles Licht sind von einem fiebernden Kinde fernzuhalten.

Welcher Art die Erkrankung ist, wird sich meist erst am nächsten oder übernächsten Tage deutlicher zeigen. Einen Anhaltspunkt für den Ernst der Erkrankung gibt die Höhe der Fieberkurve, dann aber auch das Gesamtverhalten des Kindes, etwaige bestimmte Schmerzen und ähnliches. Jedenfalls ziehe man den Arzt lieber früher als zu spät hinzu, am besten noch am selben Tage; denn je eher die richtigen Einzelmaßnahmen getroffen werden, um so besser ist es. Er wird ja viel sicherer als der Laie beurteilen können, ob eine einfache Erkältungsinfektion, ob eine Grippe, Mandelentzündung oder ob Masern, Diphterie, Scharlach und andere Dinge im Anzuge sind. Aber auch, wenn etwa nur ein mit Fieber einhergehender Bronchialkatarrh vorlag, ist es gut, das Kind nach Ueberwindung desselben vom Arzte abhorchen zu lassen.

Dringendes Erfordernis ist die Zufuhr frischer Luft. Man hüte aber den Kranken vor jedem Gegenzug, vermeide es, Umschläge bei geöffnetem Fenster zu machen, und halte auch einen direkten kühlen Luftstrom vom Fenster aus von ihm fern, zumal ja Schweiß und trockene Hitze bei Kindern oft jäh wechseln. Man öffnet also lieber ein weiter entferntes Fenster oder eins im Nebenzimmer und deckt gegebenenfalls dem Kind ein Tuch über den Kopf. Bei starker Kälte lüftet man das Nebenzimmer gründlich durch, schließt dann die Fenster und öffnet jetzt erst die Tür zum Krankenzimmer.

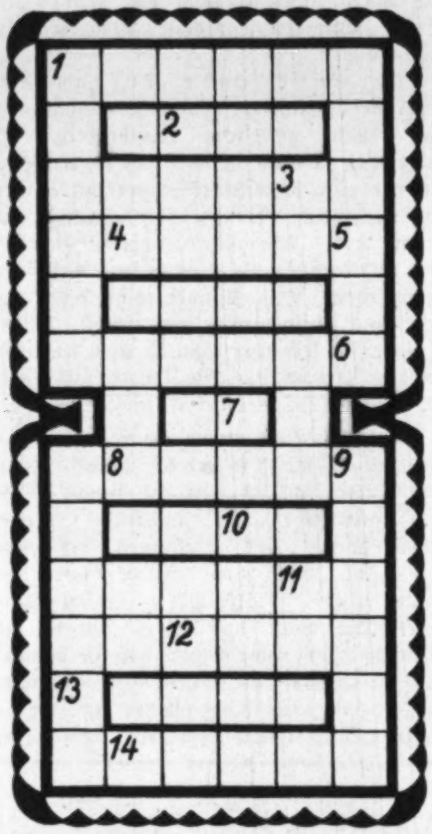
Eine ansteckende Erkrankung erfordert besondere Vorsichtsmaßnahmen, vor allem peinliche Sauberkeit. Es empfiehlt sich für die Mutter, im Krankenzimmer eine besondere Schürze zu tragen, die vor dem Verlassen des Raumes abgelegt wird, und sich bei dieser Gelegenheit regelmäßig die Hände mit Lysoform zu waschen. Das Zimmer selbst wird täglich mit Lysolwasser gewischt. Andere Kinder sind selbstverständlich vom Krankenzimmer fernzuhalten, die Mutter selbst gehe täglich ein bis zweimal an die frische Luft.

Infolge der engen seelischen Verbindung zwischen Mutter und Kind ist es sehr wesentlich, ob von ihr innere Ruhe und Zuversicht oder ängstliche Seelenschwingungen und Verzagen ausgehen. Keinesfalls darf die Mutter vor dem Kinde ihrer Mutlosigkeit freien Lauf lassen; sie muß die Kraft finden, das zitternde Herz zum Schweigen zu bringen und im Kinde das sichere Gefühl wachhalten, daß alles bald wieder gut werde. Dieser Optimismus verleiht dem Kinde jene seelischen Kräfte einer inneren Sicherheit und Geborgenheit; die zu seiner Genesung ein gut Teil beitragen.

Gerade beim Ausklingen der Erkrankung werden gern Fehler gemacht! — Die vom Arzte verschriebenen Arzneien werden beim ersten Anzeichen einer Besserung nicht mehr regelmäßig oder überhaupt nicht mehr gegeben, entweder aus Nachlässigkeit, oder weil man zu ihnen vielleicht kein Zutrauen hat. Nein, die verordnete Behandlung muß durchgeführt werden, bis alle Krankheitserscheinungen restlos verschwunden sind. Häufig läßt die Mutter ihr Kind auch zu früh wieder aufstehen. Man muß sich aber stets vergegenwärtigen, daß die gleichmäßige Bettwärme den normalen Verlauf der Krankheit erheblich begünstigte. Entzieht man diese dem Genesenden zu früh, so kann dies verhängnisvoll werden. Also lieber etwas länger im Bett lassen! Appetit und Bewegungstrieb des Kindes müssen erst so stark sein, daß die Gesundung sich ganz deutlich kundgibt.

Je schwerer die Erkrankung war, um so mehr muß mit einer Schwächung des gesamten Organismus gerechnet werden. Die Genesungszeit ist mithin eine Schonzeit, in der stets die Gefahr eines Rückfalls droht. Man kann also ein genesendes Kind noch nicht wie ein gesundes behandeln. Vor allem muß es mehr Schlaf haben und muß vor Erkältung sowie vor körperlicher Ueberanstrengung bewahrt werden. Falsche Behandlung in der Zeit der Genesung führt nur gar zu oft zu Rückfällen oder zu der bekannten Anfälligkeit der Kinder, die dann eine ständige Beute von Erkrankungen aller Art werden, obgleich sie in früheren Jahren kerngesund waren. *Dr. Weitzel*

Balken-Rätsel



In die Figur sind von links nach rechts nachfolgende Wörter einzutragen. Der Endbuchstabe des vorangehenden Wortes ist gleichzeitig Anfangsbuchstabe des nachfolgenden Wortes. Die Buchstaben der stark umrandeten Felder nennen ein Wort von Schiller.

Die Wörter bedeuten: 1. Festschmuck, 2. Befürwortung, 3. Körpermaß, 4. sagenhafter Gründer Roms, 5. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 6. Planet, 7. Haustier, 8. deutscher Industrieort, 9. Halbedelstein, 10. Schlaggerät, 11. Hülsenfrucht, 12. Gipfel der Berner Alpen, 13. geometrische Figur, 14. Junges des Rehs. (ch = 2 Buchst., ck = 2 Buchst.)

Silben-Rätsel

Aus den Silben: bau — ber — berg — dicht — bis — bus — che — che — da — de — e — e — ein — elms — em — er — erd — feu — gen — grün — ha — i — im — kel — lin — lin — mer — mi — mit — mus — näh — naph — naf — ni — nörd — nus — om — pel — ra — ras — re — re — re — sau — spra — tem — tha — tisch — tschar — u — van — zir — sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben einen Sinnspruch von Thomas von Kempen nennen. (ch = 1 Buchstabe; ß = ss)

Bedeutung der Wörter: 1. Kraftwagen, 2. Raubvogel, 3. Möbelstück, 4. weiblicher Vorname, 5. Zierpflanze, 6. schwäbische Stadt, 7. Kurort an der Lahn, 8. Einsiedler, 9. Vergeltung, 10. Lichterscheinung, 11. Laubbaum, 12. afrikanischer Storchvogel, 13. Humanist, 14. Förderung von Bodenschätzen, 15. Frucht, 16. Erdöl, 17. Planet, 18. Beschwerde, 19. geweihter Raum, 20. Zeichengerät, 21. Schenke in der Pußta.

Telegramm-Rätsel

An Stelle der Punkte und Striche sind Buchstaben einzutragen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen. Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben nennen ein Wort von E. M. Arndt. (ä = ein Buchstabe.)

— — — . . . — — — — Huftiere
. . . . . — . — Stadt in Thüringen
— — . . — — Eingang
. . . — — — . — — — Stadt in der Provinz Brandenburg
. — — — . . . . Ladefähigkeit
— . . . — . — rundes Blumenbeet
— . . . — — . . — Besichtigung, Auswahl
. . — . — . — — — — . Mißklang
. . . — — — frühchristl. Schriftsteller
. . — — — — — . — — . sagenhafter schweiz. Held
. . — — — — — . . Sachsenherzog

Ueble Lage.

Der Urlauber erzählt: „Ich kann Ihnen sagen, es war die höchste Zeit. Von vorn kommen mir die Kerle schon entgegengelaufen. Ich mitten rein, reiße die Gäule herum. Der Kreis wird immer enger um mich. Ich schaffe Platz. Im Handumdrehen hat der erste was weg, der zweite, der dritte — ich sage euch, es spritzte nur so . . ." — „Mann, da waren Sie ja in einer furchtbaren Lage!" — „Aber wieso denn? Ich war doch Koch an der Gulaschkanone!"

Wieso pfui?

„Wohin geht es denn so eilig?" fragt Grete ihre Bekannte. — „Dahin, wohin ich allein gehen muß." — „Aber pfui!" — „Wieso pfui? Ich muß zum Fotografen."

Was ist eine Braut?

Ein kleiner Junge wird mal gefragt: „Weißt du, was eine Braut ist?" — „Natürlich, eine Braut ist eine Frau, die noch keinen Mann hat, aber schon einen weiß."

Der verkannte Schmuck.

Frau Müller kommt zu Besuch. An der Bluse hat sie eine große Granatbrosche angesteckt. Unser kleiner Peter betrachtet sie aufmerksam und fragt dann: „Tante, warum hast du den Rückstrahler eigentlich vorn?"

Mildernde Umstände.

Anwalt zu den Richtern bei einer Verteidigungsrede: „. . . Bedenken Sie, meine Herren, daß mein Klient so taub ist, daß er nicht einmal die Stimme seines Gewissens hören kann."

O diese Kinder!

Mutter schaut ins Kinderzimmer. Kurtchen und Elschen, sechs und vier Jahre alt, sitzen auf dem Sofa, ganz still, scheinbar völlig unbeteiligt. „Kinder, ihr seid ja so brav, was spielt ihr denn?" fragt die Mutter argwöhnisch.

„Wir spielen Papa und Mama."

„Wo ist denn das kleine Fritzchen?"

„Das Fritzchen liegt unterm Sofa und muß warten, bis es geboren ist."

Was macht man da?

Baby schreit wie am Spieß und ist durch nichts zu beruhigen. Mutti ist schon ganz verzweifelt und sagt schließlich: „Wenn ich nur wüßte, was ich mit Baby anfangen soll!"

Da meint Elschen: „Aber Mutti, hast du denn keine Gebrauchsanweisung mitbekommen?"

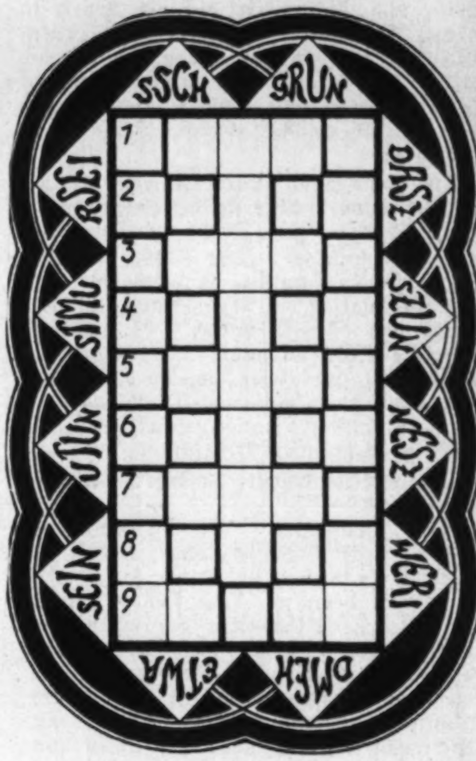
Im nächsten Heft beginnen wir mit dem Abdruck der köstlichen Erzählung

Hochzeit, Hochzeit!

von Arnold Ulitz

mit Zeichnungen von E. Trölenberg

Spruch-Rätsel



In die mittlere Figur sind 9 Wörter von folgender Bedeutung einzutragen: 1. Nebenfluß der Havel, 2. deutscher Dichter † 1926, 3. Naturerscheinung, 4. Gestein, 5. stabförmige Wurfwaffe, 6. Faßverschluß, 7. Tonstück, 8. Straßenkrümmung, 9. Backware. (ch = 1 Buchstabe)

Die Buchstaben der stark umrandeten Felder, links von oben nach unten und rechts von unten nach oben gelesen, nennen die Art und den Verfasser des Spruches, den wir beim Auszählen der Buchstabengruppen der Außenfelder erhalten.

Rösselsprung

	ben		mand	
	nie-	zum	wir	
kön-	gen	ge-	des	lich-
uns	le	nen	a-	im-
lan-	des	□	te	her-
fül-	kamm	ver-	mer	ber
stan-	ge-	die	zens	des

Rätsel-Auflösung aus Heft 2

Silbenrätsel. 1. Buße, 2. Eduard, 3. Irland, 4. Dahome, 5. Eichhörnchen, 6. Rosegger, 7. Arras, 8. Riemenschneider, 9. Botschafter, 10. Echternach, 11. Ischias, 12. Teetasse, 13. Rarität, 14. Eingeweide, 15. Cherusker, 16. häßlich, 17. Trecker, 18. Blindgänger, 19. Einbaum, 20. Gießen, 21. Ingenieur, 22. Nimbus, 23. Neiße, 24. Elevator, 25. Nebelhorn. — Bei der Arbeit recht Beginnen, beim Genießen rechter Schluß. (Emanuel Geibel.)

Eine Seite Gymnastik
für Vater, Mutter, Kinder

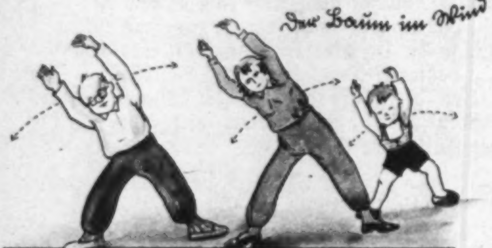
Von Erwin Jäckel

Zeichnungen: M. Ollonga

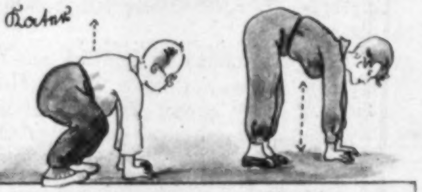
Sieh dir diese Bilder an – übe 10 mal –
Vergiß das Atmen nicht – übe rechts und links

Mit dem rechten Bein kreisen

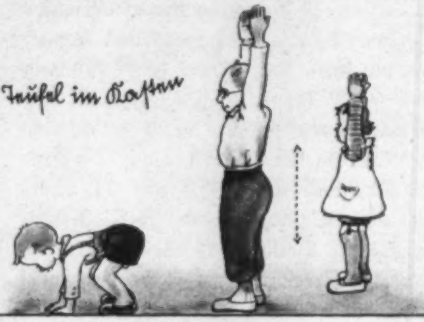
Zusammenhocken und strecken



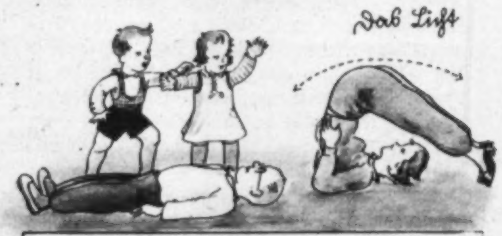
Seitenbeugen links und rechts



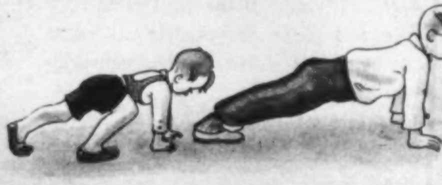
Kauerstellung dann durchdrücken



Tiefe Kauerstellung und strecken

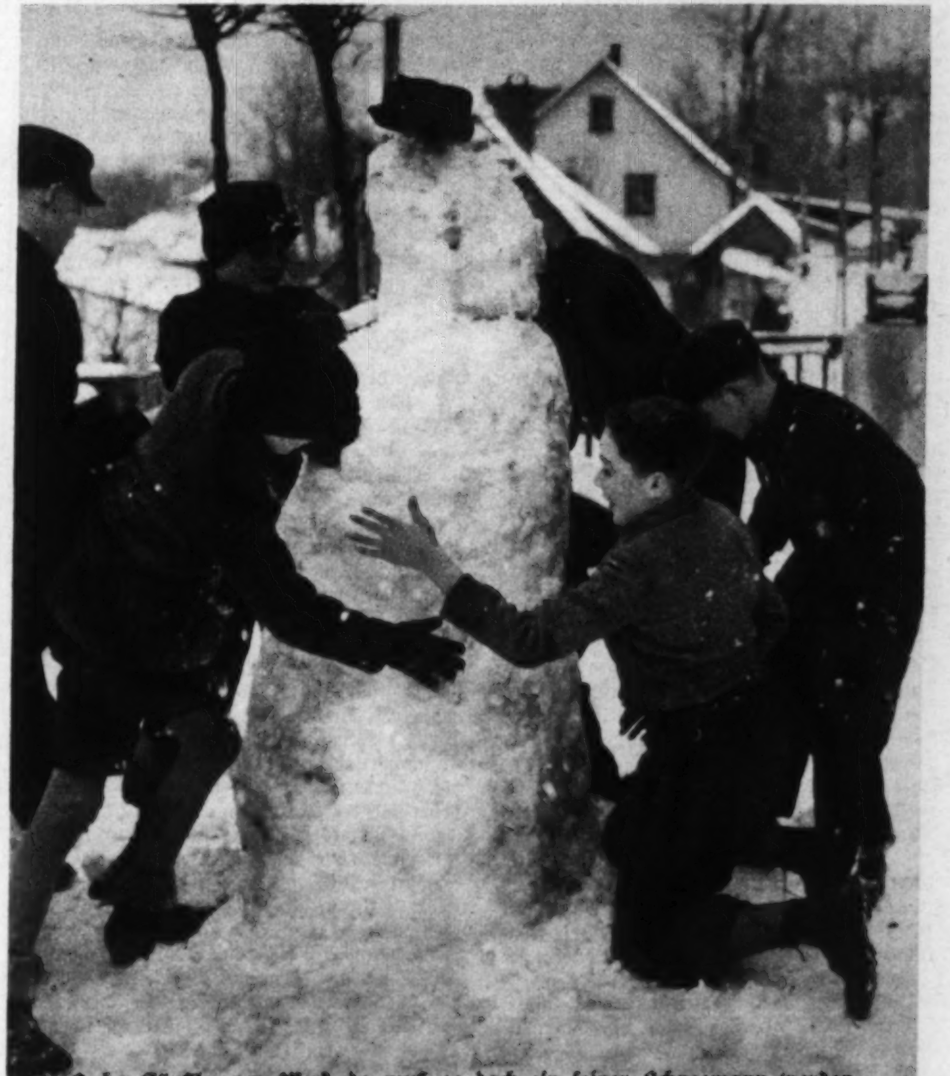


Rückenlage, zügiges Heben und Senken



Liegestütz und fortschleichen

Kindermarte



Sechs Künstler am Werk, da muß es doch ein feiner Schneemann werden

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Maxl / Eine wahre Geschichte von Olga Müller.

Maxl war ein junger Rabe. Ein Student hatte ihn meiner Schwester gebracht und gebeten, ihn aufzuziehen, seine Mutter habe ihn mit dem Vogel hinausgeworfen, weil — — na ja, weil er überall seine Visitenkarte hinterlasse. Er hatte ihn aus dem Nest der Rabeneltern gestohlen, als diese nicht zu Hause waren, hoch droben auf einer Fichte. Vier junge Raben waren in dem Nest gewesen, drei von ihnen waren bei dem Raub ums Leben gekommen und waren in die Bratpfanne des Räubers gewandert; den vierten, Maxl, hatte er heil nach Hause gebracht. Was mögen die armen Rabeneltern gedacht haben, als sie ihr Nest leer fanden! Es war gewiß nicht gut von dem Studenten, daß er das getan hatte, aber meine Schwester nahm das Tierchen sehr gerne und pflegte es mit großer Liebe.

Maxl war ein lustiger Geselle. Mit allem, was er erreichen konnte, spielte er. Oft war das nicht angenehm. Kaum hatte man z. B. eine Vase mit schönen Rosen auf den Tisch gestellt, so hüpfte er schon heran. Neugierig stelzte er auf seinen langen schwarzen Beinen um den Strauß und betrachtete ihn mit seinen klugen Augen. Dann klaubte er mit dem Schnabel ganz zart an den Blüten herum, als wollte er sagen: „Ach, sind die Rosen schön!" Dabei begannen seine Augen langsam zu lachen. Und plötzlich faßte er mit kräftigem Schnabelhieb in den Strauß und riß die ganze Herrlichkeit um. Dabei hüpfte er mit guter Berechnung zurück und lachte mit seinen schwarzen Augen dem Wasserstrahl nach, der über die Tischkante rann.

Wenn wir fortgingen, sperrte ihn meine Schwester in ein leeres Kämmerchen ein und legte ihm einen Stoß Zeitungen hin. Die zerfetzte er und unterhielt sich mit den Fetzen, bis wir wiederkamen.

Am liebsten trieb er sich im Garten herum, fing Grillen, Heuschrecken und Mäuse und versuchte seine Flügel. Endlich glückte das Fliegen. Nun suchte er auch die Umgebung auf. Oft war er einen halben Tag fort. Rief dann meine Schwester: „Maxl, Maxl!", so kam er geflogen. Er brauchte nimmer viel rohes Fleisch, er fand sein Futter schon ziemlich selbst. Wir dachten, er käme wohl eines Tages nicht mehr. Aber immer wieder saß er plötzlich auf dem Fensterbrett und sagte: „Krrr!" Wir freuten uns jedesmal und strichen ihm über den glänzend schwarzen Kopf. Auf Rücken und Flügeln mochte er es nicht, und der Schwanz war sein besonderes Heiligtum, den durfte man gar nicht berühren.

Einmal saß ich auf der Bank im Garten. Maxl und Hansi, das dreijährige Söhnchen meiner Schwester, spielten mit den blanken Kieselsteinchen. Ich sah, daß Maxl für ein helles, rundes Steinchen eine besondere Vorliebe hatte. Ich nahm es ihm weg und verschloß es in meiner Faust. Sofort saß er neben mir auf der Bank.

„Da drin ist es, Maxl", sagte ich boshaft und hielt ihm die Faust hin.

Er hätte mit seinem kräftigen Schnabel nur draufzuhauen brauchen, dann hätte ich die Faust sicher geöffnet. Aber das tat Maxl nicht, er war immer zart. Mit klugen Augen sah er die Faust an, als wollte er sagen: „Das weiß ich!" Ich öffnete sie auf eine Sekunde Dauer. Das machte ihn nervös. Mit aufgeregtem „Krrr! Krrr!" hüpfte er um sie herum.

Nun wollte ich ihn nicht länger necken. Ich öffnete die Hand. Blitzschnell griff er zu und faßte das Steinchen. Dann hielt er es triumphierend im Schnabel, setzte sich auf die Lehne neben mich und lachte: „Krrr! Krrr!" Ich konnte betteln, wie ich wollte, er gab es mir nicht wieder.

Plötzlich entfiel es ihm. Es kollerte auf den Sitz und von da durch eine Lücke unter die Bank. Ich dachte, nun käme er auf den Sitz, um es zu suchen. Aber weit gefehlt! Er flog klug auf den Boden und holte es unter der Bank richtig wieder hervor.

Einmal schickte meine Schwester den kleinen Hansi in den Garten, um Petersilienkraut zu holen. Nach kurzer Zeit hörten wir das Kind schreien. Meine Schwester warf zur Erde, was sie gerade in den Händen hielt und rannte hinaus, ich hinter ihr drein. Ueber Hansis Mund rann Blut. Neben ihm saß der Rabe und reckte den Hals. „Maxl, Maxl!" schrie Hansi. Meine Schwester trug ihn ins Haus.

Ich meinte erschrocken: „Der Rabe ist ein gefährliches Spielzeug — ein paar Zentimeter höher und der Hieb saß im Auge."

„Ja", sagte sie, „aber schuld ist Hansi, er faßt ihn immer am Schwanz, wenn Mutter es nicht sieht. Der Kleine sah schuldbewußt zu ihr auf. Natürlich, der Schwanz war Maxls Heiligtum, da war er empfindlich.

Noch am selben Tag bat meine Schwester den Studenten, den Raben zu holen. Er tat es. Aber seine Mutter mochte das Tier nicht. So trug er es ins Nonnenkloster und schenkte es den frommen Frauen. Sie hatten eine große Freude mit dem Vogel. Aber schon nach einigen Tagen entflog er auf Nimmerwiedersehen.

Pflanzen fliegen

Flugzeuge bewegen sich doch aus eigener Kraft vorwärts, nicht wahr? Und Pflanzen sollen das auch können? Auch sie können das. Ich muß besser sagen: sie schweben wie Luftballone, gleiten wie Segelflieger durch die Luft.

Allen bekannt sind die Pusteblumen. Wir nennen sie auch Maiblume, Löwenzahn, Ringelblume — und alle haben wir schon die kleinen, weißen Fallschirme fortgeblasen, haben ihnen nachgeschaut, den dünnen, weißen Schirmen mit dem dunklen Anhänger am dünnen Fädchen. Das war der Samen der Maiblume. Was wir taten, erledigt sonst der Wind. Stundenweit läßt er ihn fliegen, schweben. Ebenso treiben es die Disteln, das Habichtskraut, der Huflattich und andere.

Aber auch Bäume lassen ihren Samen wie Ballone schweben. Er fliegt in die Ferne, sucht neues Land. Im Mai und Juni senden die Pappeln ihren Samen in solchen Mengen aus, daß es aussieht, als schneie es. In ungeheueren Mengen schwebt der Samen durch die Luft.

Diese Einrichtung ist natürlich nur da angebracht, wo der eigentliche Samen klein und leicht ist. Ein großer Teil unserer Bäume aber entwickelt bedeutend schwereren Samen, der nicht über weite Strecken schweben kann, sondern nur gleitet. Langsam kreisend gleitet der Samen der Nadelbäume nieder. Wir Kinder haben alle schon den Ahornsamen, die „Nasen", hochgeworfen, und lustig drehend fielen sie wieder zu Boden, wurden dabei seitwärts abgetrieben. Wie ein halber Propeller sehen die Samen aus. Auch die Esche sendet ihren als Segelflieger, als Gleitflieger weg. Ja, selbst die Linde hat an ihren Blüten einen halben Propeller, der den Samen kreisend entführt.

So haben die Pflanzen schon vor Jahrtausenden Probleme gelöst, die erst viel später die Menschen nach vielen Beobachtungen und Versuchen fanden und sich zu Nutze machten.

E. J.

Ein Tunichtgut

Seitdem der kleine Bubi laufen kann, hat die Mutter sehr viel Arbeit mit ihm. Er sitzt überall bei. Der Kohlenkasten, die Ofentür, die Holzkiste, der Handfeger, die Kohlenschaufel, das Fegeblech, nichts ist sicher vor ihm. Am allerliebsten jedoch kramt er in dem Küchenschrank herum. Aber die Mutter ist klug geworden. Sie dreht jedesmal den Schlüssel um. Da kann der kleine Mann rappeln, so viel er will. Wenn das Schloß zugepackt hat, läßt es nicht wieder los.

Eines Mittags, als die Mutter eben noch etwas Mehl an die Tunke rühren wollte, kann sie den Schrank nicht aufkriegen. Der Schlüssel ist weg. O weh, wo mag der sein? Sie sucht die ganze Küche ab, legt sich in die Knie und guckt unter den Schrank, aber ein Schlüssel ist nirgends zu entdecken. „Bubi, wo ist der Schlüssel?" — „Weg! weg!" Weiter kriegt sie nichts aus ihm heraus. Was soll die Mutter machen? Sie muß nun schnell mit einer Tasse zu Frau Binder hinaufsteigen, daß die ihr aus der Verlegenheit hilft.

Am Nachmittage sucht sie weiter. Es nützt aber alles nichts. Der Schlüssel ist und bleibt verschwunden. Da, gegen Abend, scheint dem kleinen Schlingel etwas einzufallen. Er nimmt die Mutter bei der Hand, trottet mit ihr nach der Holzkiste und ruft: „Mama, da!" Erst kann die Mutter nicht recht klug daraus werden. Als er aber immer wieder zeigt und ruft, rückt sie die Holzkiste ein wenig vor. Und was liegt dahinter? Der langgesuchte Schlüssel.

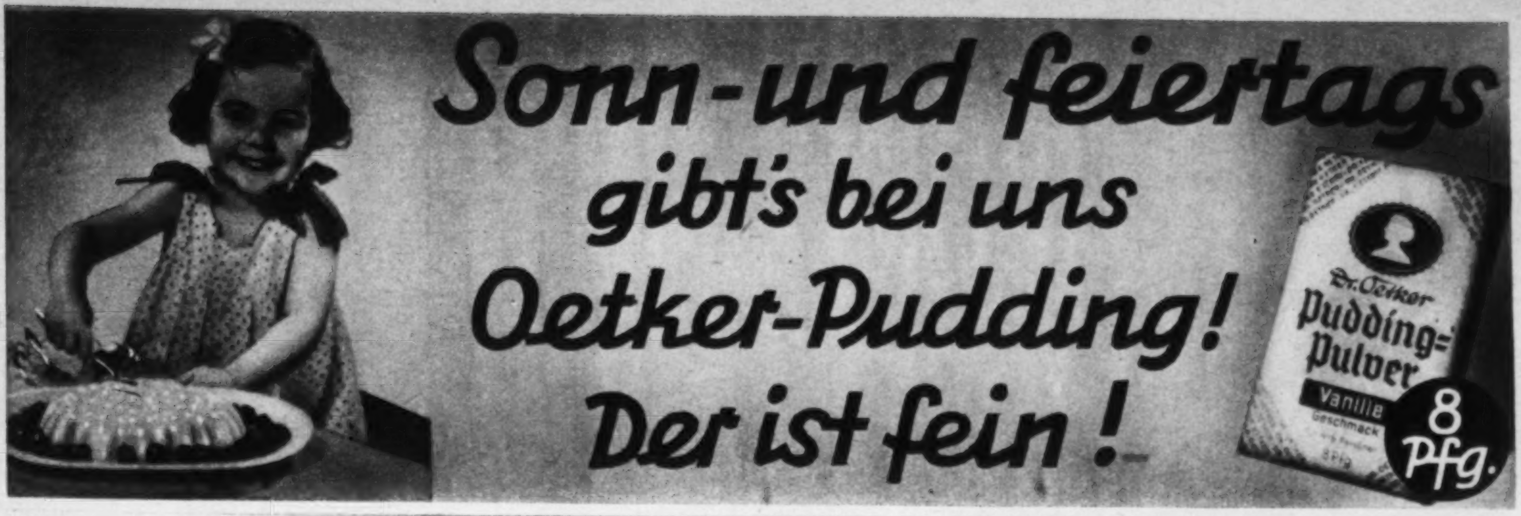
Von dem Tage ab zieht die Mutter den Schrankschlüssel immer sofort wieder ab und legt ihn in eine Schublade.

Alex Kleßmann

Neue Preisaufgabe

Neulich hatte ich Besuch, da waren dreimal soviel Männer bei mir als Frauen. Vier Männer gingen mit ihren Frauen weg, da blieben noch vielmal soviel Männer als Frauen zurück. Wie stark war die Gesellschaft, die ich zu bewirten hatte? Schreibt mir die Lösung auf eine Postkarte und schickt sie mir bis zum 20. **März 1941** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstr. 17—18.** Damit die Arbeit des Kopfzerbrechens nicht umsonst getan ist, setze ich sieben Preise aus, ihr kennt sie ja schon: einen 1. Preis in Höhe von 10,— RM., einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von schönen Jugendbüchern. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, entscheidet das unbestechliche Los. Ich bin gespannt, wer im Rechnen gut aufgepaßt hat.

Fritz.



Ohne gesunde Zähne
gibt es keine Gesundheit. Grund genug,
um die Zähne täglich zu pflegen!

CHLORODONT

Wir empfehlen in geschmackvoll ausgestatteter Volks- und Feldausgabe

Der Hanstein

Roman von Hugo v. Waldeyer-Hartz
19.—22. Tausend

Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes.

400 Seiten Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen
Preis nur 3,50 RM.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
HEINRICH BEENKEN VERLAG, BERLIN C 2

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
23 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.
Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 35 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift.

HALTET ZUM

DEUTSCHEN BUCH!

Der Seekrieg in Bildern

Umfang 112 Seiten
mit 120 Bildern
in Kupfer-Tiefdruck
PREIS RM. 2.–
Marine-Verlag H. Beenken
Berlin C 2, Wallstr. 17-18

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50.
Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C2

Nasse Füsse

ziehen leicht Erkältungen mit sich. Sie müssen sich davor hüten! Sorgen Sie dafür, daß Ihre Füße stets trocken und warm sind: Achten Sie auf Schuhwerk und Strümpfe, und vor allem

Pflegen Sie Ihre Füße mit Efasit!

Efasit-Fußbad fördert die Blutzirkulation und kräftigt den Fuß. 8 Bäder 90 Pfg. Efasit-Creme heilt wunde Füße und verhindert Frostschäden. Dose 55 Pfg. Efasit-Puder macht die Haut weich und geschmeidig und verschafft trockene und warme Füße. Streudose 75 Pfg. Efasit-Tinktur: Hochwirksam bei Hühneraugen, Schwielen und Hornhaut. Flasche 75 Pfg.

Nehmen Sie noch heute abend ein heißes Efasit-Fußbad, dann den Fuß kräftig mit Efasit-Creme massieren u. morgens tüchtig mit Efasit-Puder einstreuen. Sie werden fühlen, wie gut Ihnen Efasit tut u. wie herrlich warm u. trocken es Ihre Füße macht!

Efasit
erhältlich in Apotheken u. Drogerien.

Väter! Mütter!

Haltet Eure Kinder zu regelmäßigem Sparen an!

Sparen lernen heißt den Charakter festigen,
Sparen hilft die Zukunft gestalten!
Die Schulsparkasse macht Euch und Euren Kindern das Sparen bequem.
Nutzet die Schulsparkasse!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

Die Post ist da!

Aufnahme: Scherl-Bilderdienst